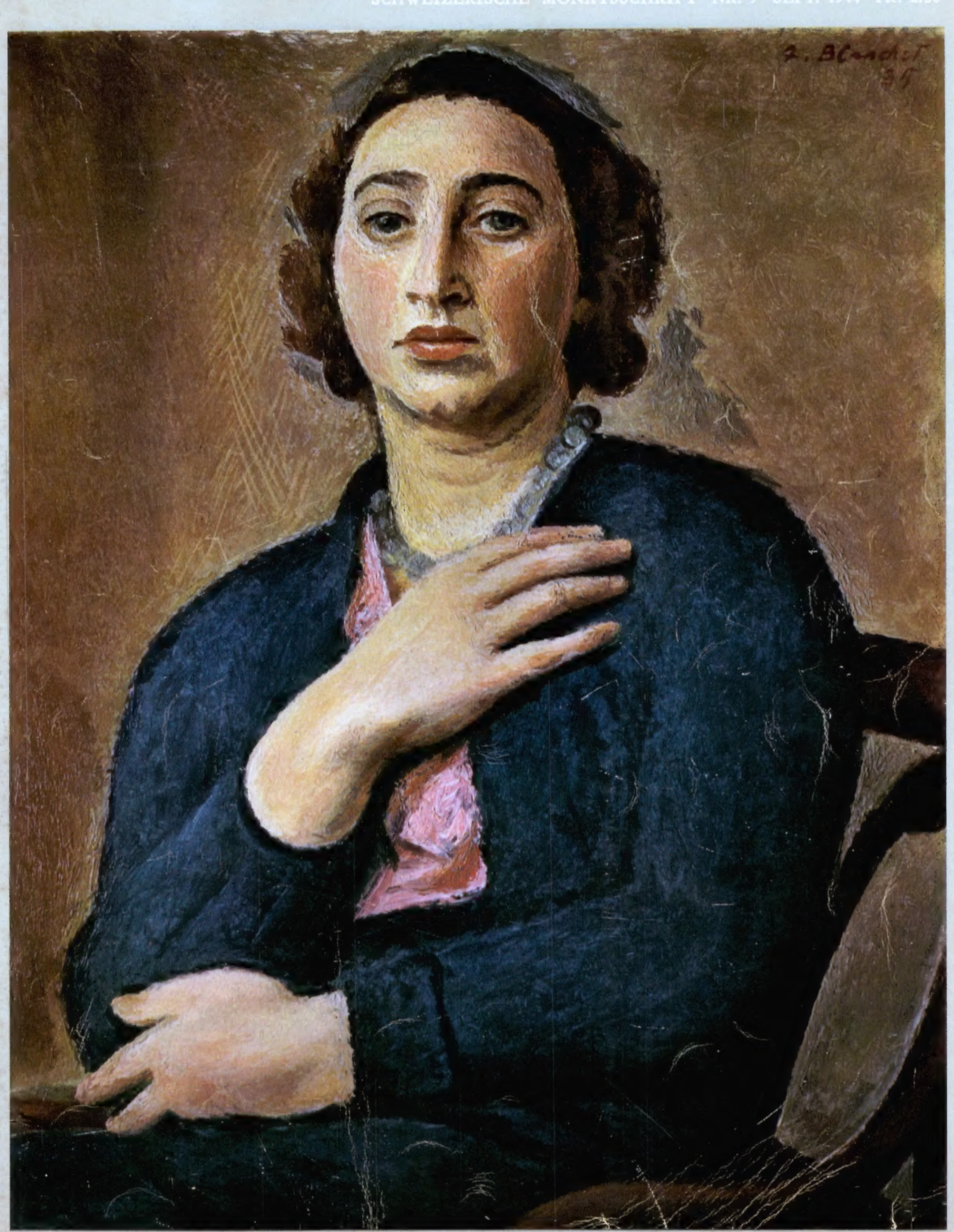
Du

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT NR. 9 SEPT. 1944 FR. 2.50







Schweizerische Monatsschrift 4. Jahrgang Nr. 9 Sept. 1944

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Hedwig Lauber. Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Ständiger photographischer Mitarbeiter: Werner Bischof.

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 51790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29. Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, halbjährlich Fr. 13.50, Einzelheft Fr. 2.50. Auslandabonnement zuzüglich Porto. Bezug durch jede Buchhandlung, durch die Post oder vom Kiosk.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 51790 Postcheck-Konto VIII 3790



Unser Titelbild:
Alexandre Blanchet: Jeune femme. Aus der Ausstellung «Schweizer Malerei und Bildhauerei seit Hodler» im Sommer 1944 in Bern. Farbphoto Hans Hinz



Vom Plagiat

Das ist das Gegenteil von Plagiat schreiben: arbeiten; arbeiten in der Kunst heißt, sich den Blick befreien, etwas ertappen, greifen, herbringen: dann ist es niemals Plagiat, selbst wenn es den Wortlaut mit einer Stelle eines Früheren gemeinsam haben sollte (was freilich nur für ganz kurze Prosasätze möglich ist). Der schlimme Mann, der «seine Meinungen» übernommen, zusammengestohlen, mit Geschicklichkeit, mit äußerlicher Methode ein Gebilde daraus zusammengeschustert hat, erschrickt, wenn er ein ähnliches Gebilde irgendwo wiederfindet; wogegen ein Gide sich freuen konnte, wenn er seine *erarbeiteten* (verantworteten) Meinungen bei einem Aelteren wiederfand.

Warum bin ich sicher, daß dieser Film Plagiat ist — obgleich ich es auf keine Weise herleiten kann, mir die Mittel, die Kenntnisse vollständig fehlen, ihn, und wäre es auch nur teilweise, auf frühere Produktionen zurückzuführen? Die Gewißheit ersteht mir aus dieser einzigen Tatsache: *daß er unrichtig ist.*

Nicht alle Plagiate indessen sind unrichtig. Es kommt ja eben vor, daß ein Mann ehrlich genug ist, wortgetreu von einem wirklichen Schriftsteller, einem also, der selber nicht Plagiator war, längere Stellen abzuschreiben. — Will ich denn behaupten, daß alles Unrichtige Plagiat sei? Ja.

Wer etwas sieht und sagt, kann nur Richtiges sagen: *Wirkliches.* Weil aber die meisten Plagiatoren zu ihrem Unglück nicht eine Aussage von *einem* Sehenden abschreiben, sondern Teile von Aussagen mehrerer, entsteht eine Aussage, die von mehreren Orten aus geredet ist und keiner Wirklichkeit entspricht. Was geschieht, ist, um ein Schema zu geben, dies: Vom Berge aus beschrieb einer, der ins Tal blickte: «Langsam wie eine Raupe kroch ein Zug —»; im Bahnhof ein anderer: «Der Schnellzug brauste heran»; der dritte aber, der nicht *sah,* verfaßte diesen Satz: «Langsam wie ein Raupe brauste der Schnellzug heran.» Ich bin mir bewußt, daß dieses Beispiel grob ist, aber es macht die Sache um so deutlicher; es will nicht mehr sein als ein Schema (wie das geometrische Gesetz vor dem Landvermessen, das physikalische Gesetz vor dem Naturgeschehen): dieselbe Arbeit des Herführens an einem Gedicht zu leisten, würde viel komplizierter sein, weil man da einem Gebilde mit einer Vielschichtigkeit gegenübersteht: nicht nur um ein äußeres Sehen handelt es sich da, sondern auch ein inneres; nicht nur die logische, grammatikalische Verbindung wäre zu betrachten, sondern auch die Verbindung *des* Tones mit *dem* Sehen, *der* Empfindung oder *dem* Gedanken; es wäre zu zeigen, daß der Autor, wenn er *den* Gedanken wirklich besessen (errungen, durch sein Leben erreicht) hätte (statt ihn auf der Straße aufgelesen), ihn nie und nimmer in *dem* Ton hätte vortragen können usw.

Was ist Schriftstellerei? *Reden mit eigenen Worten.*

Das scheint wenig und ist das schwer zu Erreichende, die Hauptsache; alles weitere sind nur sekundäre Unterscheidungen.

Ludwig Hohl

Zu unserem Septemberheft

Ich war immer der Hinterste, bei der Sommerreise nämlich, welche ich kürzlich in kleiner Gesellschaft unternommen habe; das heißt: im Eisenbahnzug kam ich natürlich gleich schnell wie die andern vorwärts, auf dem Schiff war ich eine Zeitlang sogar der vorderste, zu Fuß hielt ich mich ganz gut, aber auf dem Velo war ich nicht führend, obgleich das ganze Unternehmen sozusagen unter meiner Oberleitung stand.

Ein junger Mann und zwei Mädchen waren die Gefährten. Zuerst radelten wir am Rhein entlang. Man kann, dies tuend, die Landstraße gänzlich meiden, kann, sich dicht ans Wasser haltend, auf schmalen Pfaden von Stein-Säckingen bis fast nach Basel kommen, kann dabei die Basler fischen sehen und die Fischer baslern hören. Es ist auch etwas völlig Neues, sich dieser Stadt nicht auf der Ueberstraße, sondern zusammen mit den Wassern zu nähern, und auch der Strom ist ein anderer, wenn man ihn zur Begleitung wählt, anstatt ihn als ein bloßes Querwesen zu betrachten, darüber man auf Brücken hinwegschreitet. Wir stiegen drum auch in Basel auf die Münstertürme, um des Stromes Nahen und Entschwinden deutlicher zu übersehen, schickten unsere Räder drauf nach Delsberg und fuhren mit einem Bähnchen am andern Morgen tief in den Jura hinein, der weitherum sich als ein baslerisches Gebirge erweist, darinnen jene Schweizer, ziemlich ungestört von den andern, unter sich seiend, gerne herumlaufen. Einen ganzen Tag lang hielten wir uns auf den Höhen, und als wir am Abend wieder nach der Tiefe hinunterstiegen, redeten die Leute französisch. Der Dorfwirt, der keinen Platz zum Schlafen hatte, schnauzte in dieser schönen Sprache mir's ins Gesicht, was die Sache ein wenig milderte; hernach aber legten wir uns bei einem Bauern ins Stroh. Ein Gewitter kam, und der Blitz leuchtete durch die Wandlücken unser Scheunengemach aus; Roß, Kuh und Schwein dünsteten fleißig aus, lagen ihren Nachtgeräuschen ob und ließen durch unsere Anwesenheit in ihren Gewohnheiten sich in keiner Weise stören. Darüber froh und nebenbei etwas zerschlagen, erhoben wir uns am andern Morgen. Wir setzten die Reise nach Delsberg fort, besahen dieses schöne Städtchen und fuhren nach St-Ursanne. Tief lag der Doubs in die Landschaft versenkt und zog seine berühmte Schleife ins Schweizerland herein. Wir schleiften unsere Räder zweimal aus der Tiefe durch weite kühle Wälder nach oben und gelangten in einen riesigen Park. Da war der Rasen in vorbildlicher Weise nach englischer Manier behandelt, und die Tannen standen in respektvoller Entfernung voneinander und gönnten gegenseitig sich Platz zu voller Entwicklung, Rößlein spielten längs am Pfade, die Glöcklein bimmelten an ihren Hälsen, die Luft war leicht und rein, und wir bekamen ein Glas Milch ohne Marken: das waren die Freiberge, les franches Montagnes. Später gelangten wir nach La Chaux-de-Fonds. Ich blieb meiner Rolle als Etappenverlierer treu, alle aber weigerten sich, erneute Steigungen zu überwinden, vielmehr ließen wir uns von der Bahn durch mehrere Tunnels hindurch nach der Neuenburger Seite befördern, um von dort nach dem See gemächlich hinunterzurollen. Dieser Faulheit folgte die Strafe auf dem Fuße nach: «Wo ist», hieß es, als wir drüben angekommen grad die Rosse besteigen wollten, «wo ist mein Photoapparat?»

«Ich weiß es», sagte der junge Mann, «in La Chaux-de-Fonds beim Handgepäckschalter haben wir im Bahnhof am Boden ihn stehengelassen.» Der Vorstand der kleinen Station, wo wir uns befanden, setzte bereitwillig für uns das Diensttelephon nach La Chaux-de-Fonds in Gang: «Ein Apparat, Lederetui, vis-à-vis du guichet des bagages à main. Vor drei Stunden vergessen. Wollen Sie nachsehen? — Non? Rien?? Rien!!

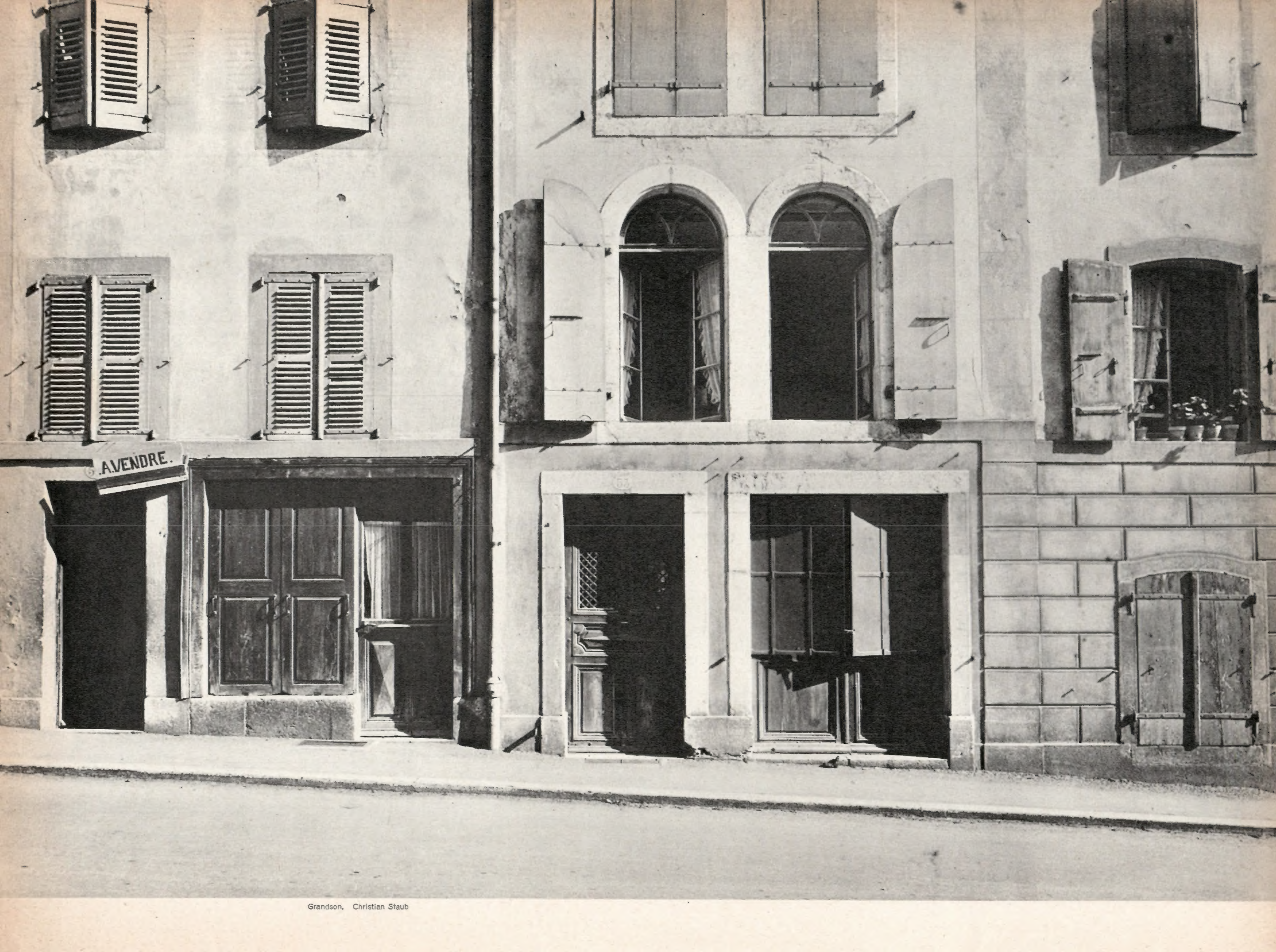
«Il y a du monde, vous savez», sagte der Mann tröstlich zu mir. «Il faudrait peut-être faire des recherches sérieuses?» Schrecklicher Gedanke! Formulare und Nachforschungen, ernsthafte Bemühungen? Das hieß wohl nichts anderes, als selber nachsehen. Zurückfahren also! Ein Zug nach La Chaux-de-Fonds stand grad im Bahnhöflein. Der Vorstand reichte mir ein Billett, Ursula rannte zu den Rädern nach meinem Rock, und das Zeichen zur Abfahrt wurde erst gegeben, als ich so weit war. In La Chaux-de-Fonds rannte ich zum guichet des bagages à main: am Boden stand am alten Platz, beim Eingangstor des Bahnhofs, der vermißte Bilderkasten mit Lederetui. Ich nahm ihn an mich, fuhr zurück zu den Wartenden, man umarmte mich, und wir fuhren bergab. Am Abend ließ ich in Neuenburg mich rasieren, dann suchten wir ein Hotel auf. Am andern Morgen fehlte mir der Photoapparat. «Wo ist er?» fragte ich mich. Beim Coiffeur, sagte mir die innere Stimme. Als der um acht Uhr seinen Laden aufmachte, ging ich hinein. «Ah, Monsieur, je vous attendais», sagte der Mann, tat einen Griff unter den Ladentisch und streckte mir den Apparat entgegen. Die jungen Reisebegleiter schüttelten ob dem Vorfall ihre weisen Häupter, wir begaben uns nach dem Postamt und führten in einer gemeinsamen Kabine ein Gespräch mit der Mutter daheim. Hernach besahen wir das Schloß der Grafen von Neuenburg. Später fehlte mir der Photoapparat. Wo ist er?? «In der Telephonkabine», sagte der junge Mann. Wir gingen zum Postamt zurück, und ein kleines Fräulein reichte ihn mir durchs kleine Schalterfenster heraus.

«Du bist etwas müde», sagten die Mädchen, setzten mich auf eine Bank und gingen baden. Hinterher fuhren wir über den See, gelangten ins Bernerland, ins ebene Seeland und schliefen in Aarberg in mächtigen Zimmern und priesen die Rationen, die man uns vorsetzte. Am andern Tag war Sonntag, wir rollten langsam gegen Solothurn, drehten die Köpfe nach den Bauernhöfen, und die Blumen leuchteten aus den Gärten. Es war festlich. Daheim fehlte mir der Photoapparat! Wo ist er?? Ursula nahm ihn aus dem Rucksack heraus. Wir ließen die Filme entwickeln, und es war auf jedem etwas von unterwegs drauf. Kein Redaktor würde die Bilder in seine Zeitschrift aufnehmen. Ich tue es also auch nicht, zumal ich auf ganz andere Jurafahrer gestoßen bin, auf solche, die ihre Apparate nicht liegenlassen, sondern von ihnen sich nicht trennen wollen, vieles mit ihnen vorhaben, immer Besseres ihnen entlocken und sozusagen fürs Leben sich mit ihnen verbinden wollen: die Schüler der Photoklasse.

Arnold Kübler



Romainmôtier, Trudi Schriever



Grandson, Christian Staub

Die Reise der Fotoklasse

Zehn Aufnahmen, welche von Schülern der fotografischen Abteilung an der Kunstgewerbeschule in Zürich während einer gemeinsamen Studienfahrt in die Westschweiz gemacht wurden. Dazu ein paar Anmerkungen dieser jungen Fotografen selber.

Als ich vor einigen Wochen eine in einem hübschen Bändchen zusammengestellte Anthologie «Vom Reisen» erstand, las ich gleich am Anfang von Laotse:

«Ohne aus der Tür zu gehen,
Kann man die Welt erkennen — — —»

Ich suchte dann auch gleich im Autorenregister nach anderen Chinesen — leider vergeblich. So ist es für mich trotz des unermüdlichen Vagabunden Li-tai-pe zur Gewißheit geworden, daß die Chinesen das Reisen wenig schätzten, und sie kannten auch sicherlich nicht die Institution einer Schulreise. Wozu sollten sie auch reisen, da sie ohnedies in China waren. Sie fühlten sich so sehr als Mittelpunkt, daß sie ihr Land Tschungkuo, das Reich der Mitte, nannten.
Marco Polo, der Europäer, der zum Vorbild der Weltreisenden geworden ist, konnte sich mit dieser chinesischen Weisheit nicht begnügen. Um die Welt zu erkennen und jenes Reich der Mitte zu sehen, mußte er dorthin reisen. Was jedoch für ihn ein jahrelanges Abenteuer war, ist heute zum Wissensstoff der Sekundarschule geworden.
Es ist sonderbar: Die trockenen Lektionen konnten meine jugendliche Reiselust nicht dämpfen. Wenn ich heute meinen alten Schulatlas öffne, bin ich immer wieder betroffen, wie es erwachsene Menschen vor ihren Kinderspielzeugen sind. Auf den Karten fremder Länder liegt ein feines Netz dünner Bleistiftlinien. Sie berühren Kapstadt, Bombay, Lasha, Shanghai, San Franzisko usw. Es sind dies meine imaginären Reisen, auf die ich mich für Stunden aus dem Schüleralltag flüchtete. So habe ich die Wüste Gobi mehrmals durchquert und einige Male das Kaskadengebirge bestiegen. In Todesgefahr schwebte ich fast immer. Bald wurde die Karawane, der ich mich angeschlossen hatte, von Beduinen überfallen oder die chinesische Dschunke, auf der ich mich befand, entlarvte ich als ganz gefährliches Piratenschiff — doch bin ich dabei immer am Leben geblieben.
Daneben gab es auch wirkliche Reisen. Dazu gehören die Schulreisen. Um sie auf der Landkarte nachzusehen, muß man im Schulatlas Blatt Nr. 5 «Die Schweiz» aufschlagen. Zwischenfälle gab es auch hier. Zweimal habe ich den Zug, der uns alle nach Hause führen sollte, versäumt, und ein andermal — — — ach, da fällt mir ein: Ich wollte ja von den Schönheiten meiner letzten Schulreise erzählen, doch das soll Ihnen jetzt in den Bildern gezeigt werden, denn es war im Kreis der Fotoklasse. So sage ich nur noch, was an den Anfang gehört hätte: Die Reise ging in den Jura.

Christian Staub

Unsere Klasse von zwölf Schülern ist eine Gemeinschaft von Individuen. Deshalb ist auch unsere Schulreise keine Kollektivreise, sondern das Zusammen-Erleben einzelner während einiger Tage.

Aus der anfänglich, fröhlichen Reisestimmung wird immer mehr eine Erlebnisgemeinschaft, und das Schöne, Unerwartete läßt jedes freier, offener werden. Froh und positiv ist die gemeinsame Basis für alles Kommende, das jeder auf seine Weise in sich aufnimmt und von dem er einen kleinen Teil in seinen Fotografien bildlich festhält. — Als Menschen erleben wir einander, die Farben und Töne, die Sonne, den Wind. Als Fotografen packt uns vor allem das Licht, die Kraft und das Leben, das dadurch allem verliehen wird. Die Struktur, das Material wird plastisch, greifbar. Die Landschaft bekommt Tiefe, die charakteristischen Formen treten hervor. Unsere Aufgabe ist es, durch Erwägung oder plötzliche Intuition den Ausschnitt festzuhalten, in welchem das Typische des Ganzen enthalten ist und das durch die Begrenzung an Kraft und Eindeutigkeit gewinnt.

Ein weiter Reichtum umgibt einen auf einer solchen Reise. Mit der ganzen Intensität des Erlebens schöpfen alle aus dieser Fülle, und dennoch ist es nur ein kleiner Teil, der wirklich in Bildern festgehalten wird.

Rotraud Lehmann



Man sieht auf einer Reise manchmal Dinge, über die es schwer sein würde, am gewohnten Tage nachzudenken. Nur eine Bildwelt vermag es, ein wenig die große Sehnsucht nach den unfaßbaren Schönheiten, die diese ruhigen alten Orte beherbergen, zu stillen.
Mir wurde plötzlich klar, daß die unendlichen Vergangenheiten mit der Gegenwart im Grunde gleich sind und daß alles in anderer Form wiederkehrt.
Städte lagen darnieder, neue wuchsen, und in ihnen, durch die Geschlechter, das Haus. Ein jedes Haus, eine jede abgenutzte Treppe hat Leben und teilt es dem mit, der darum wissen möchte.
Die Kinder, die aus dem Fenster sehen, sind die Alten von morgen, und die Straßen, mit ihren Brunnen und Schildern, überdauern noch sie.
Aus Werden und Vergehen wird Leben. Reisen und Wandern können das jedem einzelnen offenbaren, denn die Reste einstiger Bauten ruhen heute noch, jedem Auge sichtbar, in die große Landschaft eingebettet.

Gudula B. Welti










18







Wind in der Nacht

Du Wind an der Erde mit Heulen
bist nächtig die Stimme der Welt,
du klingst an den himmlischen Säulen,
die hoch in die Sterne gestellt
da reichen am harrenden Grunde
dem Wandrer die ewige Rast —
du Donnrer, du Geist mit dem Munde
erfüllst die verborgene Stunde
vom Meer zu den Sternen mit hauchender Hast.

Wie alles sich fügend verflechte,
daß keines das andere stört,
bekenne das eine, das Rechte,
du Sänger, von allen gehört.
Mir hängt an den Fingern, den schwachen,
der Erde, des Weltballs Gewicht —
im Schlafe, wie schwer — im Erwachen,
wie trifft uns das Böse mit Lachen,
und was wir beginnen, vollenden wir nicht.

So kommen, so eilen wir wieder
mit Schritten, die treffen uns weh —
du Wind du, du jauchzest uns Lieder
und springst mit den Wellen im See:
Du hast ja, du Hauch, der nicht endet,
geworfen, gestürzt, was du magst;
wir haben die Scholle gewendet
im Lichte, im Staub, der uns blendet —
du aber bist frei, weil du nimmer verzagst.

O wir auf der Erde mit Toten
im Arme, am eigenen Grab,
wir nähren uns kärglich mit Broten
und sinken bald selber hinab.
Du Wind, wie du wirrst mit den Schwingen
die Krume der Erde im Kreis —
so wende, so kehre dein Singen,
so lehr uns dein Fliegen, dein Springen,
so wecke uns freudig und mache uns weis!

Was ruht da, was eilt und sich bindet,
was fügt und was scheidet sich klar,
Verlornes, wie rein es sich findet,
wie wird das Versprochene wahr:
Du Wind du, du Stimme der Nächte,
wohin denn, wo ziehen wir all?
Bekenne das eine, das Rechte:
wie lebt mit dem Guten der Schlechte,
wie trägt uns die Erde im stürzenden Fall?

Was weh wird, was frißt uns am Herzen,
was rührt unsre Seele im Traum —
es flattert am Wege wie Kerzen,
es treibt wie auf Wellen der Schaum:
du Sänger, wohl willst du uns wiegen
mit Tönen, die nimmer vergehn,
wir sollen wie Blüten entfliegen —
und die ihre Klagen verschwiegen,
sie sollen, die Leisen, dein Singen verstehn.

O Pflüger, du müder, wie sinken
die Augen, die treuen, dir ein —
die Pflugschar, du sahst sie wohl blinken
und doch sind die Früchte nicht dein.
Nun will denn der Wind, der da wachte,
dir streuen das trächtige Korn —
was fernher der Sänger dir brachte,
geschürft aus dem ewigen Schachte,
sich tränkend am lange vergessenen Born.

So eilt er, so ist er gegangen
im Tal, wo die anderen sind —
es bleibt uns, es haucht auf den Wangen
dein Flügel, dein Gruß uns, du Wind.
Es ruhn, die da fragten, die wehen,
auf Tiefen, die keiner gesehn;
so müssen die Schmerzen vergehen,
wie Winde im Schatten verwehen —
wie Sterne erstehn, wie die Wolken vergehn.

Von Konrad Bänninger

ÜBER DIE DUMMHEIT

DR. MED. ERNST BLUM

«Wie ist es möglich, da doch die Berührung mit der Dummheit von jeher für viele Menschen zu den qualvollsten Leiden ihres Lebens gehört haben muß, wie ist es möglich, daß dennoch — soviel ich weiß — niemals eine Studie über sie, ein ‹Essay über die Dummheit› geschrieben wurde?»

(José Ortega y Gasset: Der Aufstand der Massen.)

Die Dummheit, so scheint es, läßt nicht gerne über sich reden, und unser Unterfangen, es doch zu tun, ist nicht so einfach, wie es den Anschein haben könnte. Wir begegnen zwar diesem proteusartigen Gebilde, das sich Dummheit nennt, auf Schritt und Tritt; kaum vermeinen wir aber, es einmal gefaßt zu haben, so müssen wir aus seinem eigenen Munde vernehmen, daß es sie gar nicht ist. Und flugs hält uns diese vermeintliche Dummheit den Spiegel vor, um uns glauben zu machen, daß wir in ihr nur uns selbst sehen, und daß nur die Dummheit, die in uns selber steckt, uns entgegenblickt, wo wir sie anderswo zu entdecken uns anmaßen. So könnte es geschehen, daß wir, im Glauben, über die Dummheit ganz allgemein zu reden, unsere eigene Dummheit zur Schau stellen. Nicht wenig trugen aber auch das Verhalten und die Bemerkungen der andern dazu bei, mich in der Meinung zu bestärken, man trage bei dem Unterfangen, über die Dummheit zu schreiben, seine eigene Haut zu Markte. Uebereinstimmend war die erste Reaktion immer ein Lachen, das etwa sagen sollte, wenn es nicht gar von den Worten selbst begleitet war: Jeder spricht von dem, was ihm am nächsten liegt, oder: Du mußt ja wissen, was Dummheit ist.

Diese etwas maliziöse Bemerkung meiner Freunde, mir dürfte ja die Dummheit nicht fremd sein — und das möchte ich ihnen und mir selbst zugute halten —, bezog sich aber nicht allein und vornehmlich auf mein eigenes Dummsein, sondern vielmehr noch auf, wenn ich so sagen darf, meine «Herkunft». Denn als Psychiater gilt man ja bei den «Andern» als in der Irrenanstalt beheimatet, und diese «Andern» glauben auch, daß die Irrenanstalt die Heimat und der Tummelplatz der Dummheit sei, und daß deshalb der Psychiater in die Lage komme, mit ihr gleichsam auf Duzfuß zu stehen. Demgegenüber muß ich aber betonen — und ich werde es noch zu beweisen haben —, daß die Dummheit ihr Bürgerrecht nicht in der Welt des Geisteskranken hat, daß vielmehr das Mistbeet der Dummheit die weite Welt, *die* Welt ist. Der Geisteskranke hat sich aus dieser Welt der Dummheit zurückgezogen, und will der Irrenarzt der Dummheit begegnen, so muß er aus seinen Mauern heraus in den Alltag, ins alltägliche, herkömmliche, mittelmäßige Leben treten, in dem wir alle befangen sind.

Und damit treten wir nun in ihr Reich ein. Aber wie sie dort aufstöbern, erkennen? Haben wir doch schon erwähnt, wie vielgestaltig die Dummheit uns erscheint und wie vielfach verschieden die Meinungen darüber sind, was dumm ist und was nicht. Wir begegnen zwar auf Schritt und Tritt vielerlei Dummheiten, ertappen uns selbst fortwährend über solchen, ärgern uns oder lachen darüber, ohne daß wir indes aus all diesen Erscheinungsformen der Dummheit des Phänomens Dummheit ansichtig würden.

Man wird uns zwar bald wieder einwenden, daß trotz meiner Behauptung, der Dummheit Reich liege außerhalb der Irrenanstalt, der Psychiater doch der Dummheit auf Schritt und Tritt begegne, ja zu deren Erkennung Mittel und Wege ersonnen habe, vor allem nämlich die Prüfung der Intelligenz. Wenn wir uns aber die Frage stellen, wie die Beziehung der Intelligenz oder Begabung zur Dummheit sei, ob Dummheit Unintelligenz und intelligent der Gegensatz von dumm sei, so müssen wir das strikte verneinen. Denn Intelligenz, so sagen wir, ist ein Wissensbesitz, das was uns an Wissen gegeben ist oder was wir uns von Wissen aneignen können, also ein Zustand. Dummheit aber ist eine Verhaltensweise, die uns zeigt, was wir mit dem uns an Wissen und Können potenziell Gegebenen in der Welt und in der Forderung des Augenblicks und der Situation anfangen. Je nachdem unser Verhalten der Situation entsprechend angemessen ist oder nicht, bezeichnen wir es als dumm und unangemessen oder als klug und angemessen.

Darum kann eine Intelligenzprüfung nie über dumm und klug entscheiden, sondern nur über intelligent oder schwach und unbegabt. Umgekehrt braucht das Verhalten des Schwachsinnigen, Schwachbegabten durchaus nicht dumm zu sein. Wenn wir z. B. auf die in fast jeder Intelligenzprüfung gestellte Frage (und wir stellen sie, ohne uns bewußt zu sein, wie dumm sie ist), nach dem Unterschied von Vogel und Schmetterling, als Antwort bekommen: «beide fliegen», so ist dies zwar unintelligent, debil, aber keineswegs dumm. Dumm ist zunächst unsere Frage, weil jede Frage nach einem Unterschied ein Ueberwiegen der Gleichheiten gegenüber den Verschiedenheiten voraussetzen müßte, in unserem Falle es sich aber gerade umgekehrt verhält. Die Antwort unseres debilen Prüfungskandidaten ist daher schon deshalb angemessen, weil auf eine dumme Frage eine dumme Antwort gehört. Schwachsinnig ist sie aber, weil unser Prüfling vergißt, daß wir nach dem Unterschied und nicht nach der Gleichheit gefragt haben. Die der Frage angemessene Antwort müßte also nicht etwa, wie wir zu erwarten und als intelligent zu beurteilen

pflegen, lauten: der eine hat einen Schnabel, der andere nicht, der eine ist ein Warmblütler, der andere nicht, oder ähnlich, sondern: Vogel und Schmetterling weisen nur Unterschiede auf, außer daß beide fliegen. Dies wollte aber auch unser Prüfling zum Ausdruck bringen, nur daß er es eben in einer schwachsinnigen Weise getan hat. Wie manche Frage im Leben wird aber nur deshalb scheinbar dumm beantwortet, weil sie dumm gestellt wurde, und wie mancher wird von uns für dumm gehalten, weil wir uns dumm zu ihm verhalten. Je und je ist es darum das Leben und sind nicht wir es, die über das Dummsein zu entscheiden haben, dem der Intelligente ebenso verfallen kann wie der Schwachbegabte.

Was haben wir also bis anhin aus unseren Betrachtungen gelernt? Daß es nicht die Fähigkeiten sind, sondern die Art und Weise, wie sie verwendet werden, daß es nicht die geistige Potenz, sondern ihre Verhaltungsweise ist, die entscheidet, ob ein Mensch dumm sei oder nicht. Dummheit ist eine unangemessene Verhaltungsweise, wenn auch nicht jedes unangemessene Verhalten dumm ist. Denn wo ein unangemessenes Verhalten die Folge einer Defizienz, eines Organisations- oder Organfehlers ist, können wir nicht von Dummheit, sondern müssen wir von Krankheit sprechen. Das durch Krankheit oder Defekt gesetzte und bedingte Verhalten darf nie mit dem Maßstab der Dummheit gemessen werden. Damit kommen wir aber zu der Folgerung, daß Dummheit je und je selbst gesetzt und in Selbstverantwortung begangen wird. Dummheit ist also eine selbstgesetzte, unangemessene Verhaltungsweise und deshalb begründet in unserem Freiseinkönnen. Und wir wiederholen: da wo wir nicht aus freien Motiven heraus handeln, verhalten wir uns nicht dumm, sondern krankhaft.

Wenn Dummheit Freisein voraussetzt, und Freiheit ein spezifisch Menschliches ist, so muß auch die Dummheit etwas spezifisch Menschliches sein. In der Tat ist das Tier nie dumm, kann nicht dumm sein. Das Tier ist in seine Umwelt eingepaßt, und innerhalb seiner Umwelt kann das tierische Sein nie anders als vollkommen heißen. In ihr handelt es instinktsicher, angemessen, kann also nie der Dummheit verfallen. Diese Art Vorteil bezahlt es aber mit der Freiheit: Stets bleibt es instinkt- und umweltgebunden. Nie kann es aus seiner Umwelt heraustreten, nur aus ihr herausgerissen werden. Dies wird es aber nur durch den Menschen in der Dressur. Und hier gerät es auch in Situationen, in denen das Tier dem Menschen dumm erscheinen kann. Ich sage kann; denn unter dem Einfluß des Menschen kann sich das Tier ja auch äußerst klug benehmen. Aber dumm sein kann man ja nur da, wo man auch klug sein könnte. Da wo die Dressur aber nicht die natürlichen Eigenschaften und Instinkte nutzt, kommt es zu einer Einengung der Umwelt und der Reaktionen und zu Verhaltungsweisen, die als Verdummung imponieren, genau wie jede menschliche Einengung eben zur Borniertheit, Beschränktheit wird. Als typisches Beispiel hiefür nenne ich die Tierdressur zum Zwecke des Experimentes, also etwa den Pawlowschen Hund, dessen Umwelt man auf einen Glockenton oder ein einziges Signal eingeschränkt und dessen Reaktionen man auf Speichelabsonderung eingedummt und pervertiert hat. Oder jener Hecht, den man in einen gleichen Behälter mit Forellen, aber durch eine Glaswand von ihnen abgeschlossen, gesetzt hatte, und der tagelang sein Maul an der Glasscheibe scheuerte, um die Forellen zu jagen, bis er schließlich von selbst davon abließ. Damit war seine Umwelt und seine Reaktionsbreite so weit eingeengt und beschränkt geworden, daß er nach Entfernung der Glasscheibe die Fische jenseits dieser Grenze unbehelligt ließ. Dieser Hecht war, in menschlicher Beurteilung gesprochen, durch die Dressur seiner natürlichen Instinktreaktionen beraubt und also verdummt worden.

In der Verdummung durch die Dressur erkennen wir also eine erzwungene Einengung der Reaktionsweite und -mannigfaltigkeit, die dazu führt, das dressierte Lebewesen zwar dem Willen eines Dritten angemessen, seinen eigenen Strebungen gegenüber aber unangemessen und unter Einbuße eines Stückes Selbst und Vitalität reagieren zu lassen.

Aber Dressur wird ja nicht nur am Tier, sondern auch am Menschen vorgenommen, und heute mehr denn je. Schon von frühester Jugend auf erfährt der Mensch seine Dressur in Form sogenannter Erziehung im Elternhause, in der Schule, in der Examensdressur, auf dem Kasernenhof, im bürokratischen Arbeitsbetrieb, im Spezialistentum, in der Partei. Und überall erzeugt diese durch unsere Zivilisation diktierte Dressur Verdummung, schränkt die Freiheit des Individuums ein und verspricht ihm dafür als Prämie die Uebernahme eines Teils der durch die im Freisein gesetzten Schuld und Selbstverantwortung. Aber darin liegt gerade die Freiheit des Menschen, daß ihm die Wahl gelassen ist, sich seiner Selbstverantwortung auf diese Weise zu entledigen oder aber trotz der zivilisatorischen Dressurversuche seine innere Freiheit zu bewahren. Er hat also, und wir kommen hier wieder darauf zurück, die Selbstwahl, sich vor Dummheit zu bewahren oder ihr zu verfallen. Wir wollen uns aber nicht verhehlen, daß ihm diese Selbstwahl oft äußerst schwer gemacht wird.

Die Dummheit, wie sie in der Dressur gleichsam experimentell erzeugt wird, erweist sich durch Einschränkung der Persönlichkeit und ihrer Verhaltungsweisen gegenüber den Anforderungen des Lebens. Dressur und Verdummung rauben dem Menschen sowohl die Fähigkeit, in seiner Ganzheit zu handeln, als auch den ihm gestellten Anforderungen gegenüber plastisch und liquid zu sein. Die Vielfältigkeit seiner Reaktionsmöglichkeiten schrumpft derart ein, daß er nicht mehr im Handeln und Lernen sich entfalten, sondern nur Gewohnheiten bilden kann. Die Forderung aber, welche das Dasein an den Menschen stellt, ist ein sinnvolles Verhalten. Ein Verhalten ist aber nur dann wirklich sinnvoll, wenn in ihm die Totalität der Persönlichkeit in ihrer vollen Ganzheitsbezogenheit gegenüber ihrem Selbst und ihrer Welt zur Aeußerung gelangt.

Ein Verstand verhält sich dem Leben gegenüber also nur dann angemessen, wenn er alle seine Aeußerungen auf die Totalität des Lebens und seines Trägers bezieht. Und nur dann sprechen wir von einem sinnvollen Verhalten, weil aller Sinn eine Ganzheitsbezogenheit darstellt. Demgegenüber steht die Unangemessenheit des Verstandes und seines Trägers zu den jeweiligen Anforderungen des Lebens dergestalt, daß der Mensch aufhört,

sich als Totalität oder Persönlichkeit zu verhalten, den Anforderungen des Lebens nicht seinem Können gemäß zu begegnen, sich nicht in vollem Einsatz ins Leben zu stellen. Ein solches Verhalten, basierend auf der Unangemessenheit des Verstandes, ist aber die Dummheit.

Begibt sich der Mensch seiner Ganzheitsbezogenheit, so verharrt er gefangen in der Sphäre seines eigenen Ichs. Die Welt, die inne zu werden, die zu erfahren, der zu begegnen er als Person verpflichtet wäre, engt er zur bloßen Umwelt ein, in dem Maße, als er auch seine Person zu einem Ich reduziert. Dadurch verliert er jeden Maßstab außer seiner selbst und gerät so zu Selbsttäuschungen, Irrtümern im Fühlen und Handeln, Urteilen und Denken. Er lebt also in der Unangemessenheit seines Verstandes, in der Dummheit. In ihr bewegt er sich nur in der Kategorie Mittel-Zweck und vollzieht in seinen denkerischen Leistungen nicht die Wendung zur Idee, diesem zentralsten Problem der Personwerdung, in der wir den Gegenstand unserer Erkenntnis in die doppelte Beziehung des Gedachten und des Wirklichen stellen. Aber für den Dummen gibt es nur Wirkliches. Das Gedachte kümmert ihn nicht, er bringt es nicht zur Reflexion. Und da er sich selbst auch nie etwas Gedachtes sein und werden kann, kann er auch nicht über sich selbst hinaus, sich und der Welt gegenübertreten, kommt er nie zur Erkenntnis. In ihr mitbegründet liegt aber auch die Möglichkeit des Irrtums. Irrtum ist nicht eine Erscheinungsform der Dummheit, sondern seinsmäßig gebunden an die Fähigkeit der Erkenntnis. Der Dumme nämlich irrt zwar beständig, aber irrt sich nie. Wie sollte er auch? Sieht er doch nie über die Scheuklappen seines eigenen Ichs hinaus und bringt er es nie zu einem Maß am Andern.

Ohne wahre Einsicht und Erkenntnis gibt es aber auch kein wahres Lernen. Nicht weil ihm die Intelligenz fehlt oder weil er sich keinen Wissensstoff aneignen könnte, kann der Dumme nicht sein Wissen erweitern. Er kann ja eine Unmenge Wissensmaterial zusammengetragen und angestapelt haben. Er kann sich mit seiner Intelligenz zu einem Wissenssammler großen Stils, ja sogar zu einem Wissenschaftler entwickeln. Auch braucht es ihm nicht an angeborenen und durch Erfahrungen und Schulung geschärften Verstandesgaben zu mangeln, sondern seine Dummheit besteht in ihrem einseitigen, falschen Gebrauch. Diese Dummheit wird aber um so größer, je größer diese Verstandesgaben waren und je geschliffener sie durch Erfahrung und Schulung wurden. Je höher die Intelligenz, um so tiefer kann ihr Träger in die Dummheit stürzen, wenn er sein Wissen immer mehr als bloßen Selbstzweck und isoliert vom totalen Leben abwendet. Ein solcher Kopf trägt die Gelehrtenbrille als Scheuklappen. Dies ist das Schicksal des Spezialistentums, in dem das Wissen ein von der Totalität isoliertes und unangemessenes bleibt, durch das die Person des Trägers nicht geweitet, eher erdrückt werden kann. Hat ein solcher Spezialgelehrter seinen Wissenssack noch so prall mit Wissenskram gefüllt, so hat er doch nie wie Faust sich die Frage gestellt, was er damit erreichte, geschweige denn, sich zugerufen: ich bin so klug als wie zuvor. Nie hat er den Schritt zur Weisheit getan, der in dem sokratischen Wort gipfelt: ich weiß, daß ich nichts weiß. Aber nur das Wissen um die Grenzen seines Wissens und um seine Problematik ist Weisheit. Der Weise mißt sein Wissen an der Welt, der Dumme an sich selbst. Er kommt also nie aus der Selbstbefangenheit in seinem Ich heraus.

Diesen Vorgang, der unser Ich aus sich heraus, über sich hinausführt zum Personsein, und der es möglich macht, aus einer bloßen Umwelt in eine Welt zu gelangen, diese Welt in sich zu spiegeln und sich in dieser Welt zu spiegeln, nennen wir mit Heidegger, Scheler, Lersch, Binswanger und anderen die Transzendenz. Diese ist es, in der es sich entscheidet, ob wir der Dummheit anheimfallen oder über sie hinauskommen, in der Möglichkeit und Freiheit unseres eigenen Wählens. Dummheit ist Nichtvollzug der Transzendenz als Selbstentscheid.

Der Dumme entzieht sich je und je der Forderung des Hineinwachsens in die Einheit der Person. Er will nicht diese höhere Art Freiheit auf sich nehmen, sondern wünscht vor allem in der Selbstsicherheit und Problemlosigkeit seiner vier Wände zu verharren, wo ihm nichts passieren kann. Hier lebt er sonder Sorge, außer Eigensorge, Selbstliebe und Selbstsucht, spiegelt sich ein unbeschwertes Freisein vor, nur weil er über die Grenze seines Ichs nicht in die Welt hinaussieht, auch die Grenze selbst nicht sieht und sich nie an die Grenze stellt. Freie und eigentliche Existenz ist aber immer Leben an der Grenze, in der Möglichkeit zu etwas, in der Wahl und Selbstwahl, in der Entscheidung. Der Dumme stellt sich aber nie in die Entscheidung. Das Dasein und sein eigenes Sein sind ihm nie Problem. Er kommt zu keinem Suchen, denn alles ist ja schon da. Da er nichts zu ergreifen braucht, kommt er auch nicht zur Ergriffenheit. So lebt er in Mittelmäßigkeit, Durchschnittlichkeit, in der Oeffentlichkeit, in einem Dasein der Masse. Dieses Dasein in der Oeffentlichkeit, wie Heidegger es charakterisiert, ist eben die Dummheit. In ihr befangen ist der Dumme nicht etwa, weil er nicht über die Fähigkeit verfügte, sich das Dasein durchsichtig zu machen, sondern weil er zu bequem ist, diese Fähigkeit zu nutzen und sich für nichts in die Verantwortlichkeit stellen will. Vielmehr überläßt er die Verantwortung eben dieser Oeffentlichkeit, auf die er sich ständig beruft. Alles war «immer so», oder «keiner ist es gewesen». So macht er sich ständig schuldig, durch sein ständiges Annichtsschuldseinwollen. Ja, er kehrt sich nicht einmal entschlossen ab von dem, was Leben und Pflicht, Menschsein und Menschheit als Erfüllung des Daseins fordern, wie es der Bösewicht und Antisoziale tut, sondern er verharrt in der Trägheit des Geistes, der sich dadurch zum Ungeist wandelt. So ist er noch böser als der Böse; weil er nichts auf sich nimmt, ist er gemein.

In der Dummheit geht also das Dasein recht eigentlich verloren durch Errichten von Verdeckungen, Verdunkelungen, durch Verstellung und Abriegelungen. Das Sein lebt sich selbst in den Tag hinein und ist im Dummsein dem Menschen nicht mehr aufgegeben. Angst, Gewissen und Schuld treten nicht mehr an ihn heran. Um dieses Menschliche, Allermenschlichste nicht auf sich nehmen zu müssen, begeht der Dumme die Dummheit, in der Dummheit zu verharren.

Und hier sind wir an die Wurzel der Dummheit gelangt und zugleich an die Grundprobleme des menschlichen Seins über-

haupt. Denn Menschsein heißt: Gewissen haben wollen und sich zur Schuld bekennen. Zu diesem Sein ist der Mensch aber je und je aufgerufen, aufgerufen vom Dasein selbst, durch den Ruf seines Gewissens. Diesen Ruf zu vernehmen, hat das Dasein die Wahl, die Wahl, seine eigenen Seinsmöglichkeiten zu erfüllen oder der Dummheit zu verfallen. Wer diesen Ruf des Daseins durch das Gewissen überhört, verliert sich selbst an die Dummheit. Das Dasein ruft ihn nicht mehr, sondern es oder man ruft. Das Dasein ruft nicht mehr aus ihm selbst, sondern es oder man ruft von irgendwo: vom Himmel, von der Hölle, von der Kanzel oder vom Strafgesetz. So braucht man nur noch folgsam und gewissenhaft, d. h. gewissenlos folgsam zu sein, um sich in der Bequemlichkeit, Faulheit, Dummheit zu wälzen. So flieht das Dasein vor seinem Gewissensruf und überliefert sich in der Dummheit einem öffentlichen Gewissen, das keines ist. In der Dummheit wird man schuldig durch das Getue, unschuldig zu sein. Der Dumme ist an nichts schuld. Er ist entweder stets im Recht oder glaubt sich stets im Unrecht. Für ihn müssen deshalb Gesetze geschaffen werden, da er, auf den ursprünglichsten Ruf des Gewissens nicht hörend, an keine andere Schuld glauben kann als an die Gesetzesschuld, die wiederum auch nie die seine ist. Nicht um die Schuld des Daseins auf sich zu nehmen, sondern um scheinbar nicht schuldig werden zu können, hat der Dumme sein «Gewissen» und hat sein gutes Gewissen, um vom Gewissen nicht belästigt werden zu müssen, und hat nie ein schlechtes Gewissen, weil dieses ja nur der bösen Tat folgt, die der Dumme ja nie zu begehen sich einbildet. Und dies ist die tiefste und primärste Schuld der Dummheit: sich dumm zu stellen und dumm sein zu wollen, um den Ruf des Gewissens nicht zu hören. Um in der Dummheit schuld-, angst- und gewissensfrei zu leben, begeht man aber geradezu die menschliche Ur- und Gewissensschuld. Dieser Schuld, nicht schuld an seiner Schuld sein zu wollen, macht sich aber jeder schuldig. Und diese Urschuld ist es, die bei jedermann anklingt, wenn das Wort «Dummheit» erschallt — sofern er Gewissen haben will. Darum, und hier kommen wir auf den Anfang unserer Ausführungen zurück, dies eigentümliche Verhalten aller, die lachend von der Dummheit nichts wissen, sie mit einem Witz abtun wollen. Sie alle wollen von ihr nicht den Spiegel vorgehalten bekommen, ihrer eigenen Dummheit ansichtig zu werden, um ihrem eigenen Dummseinwollen nicht begegnen zu müssen, in dem je und je die Urschuld anklingt als der Ruf des Gewissens: Nimm die Schuld auf dich, um nicht schuldig zu werden.

So hätten wir, uns im menschlichen Dasein umblickend, erfahren, was Dummheit ist. Uns allen bleibt aber noch eine Frage gestellt, die, nachdem wir zu wissen vermeinen, was Dummheit sei, geradezu zu einer brennenden geworden ist. Was ist Weisheit? Wir glauben, daß unsere Betrachtung über die Dummheit, ja nur sie, diese Frage beantworten kann. Und Sie, verehrte Leser, haben sicher alle schon die Antwort gefunden, sofern Sie nicht — die Selbstbefangenheit im eigenen Ich daran hinderte. So daß ich, da sie zudem gar nicht mehr zu unserem Thema gehört, jetzt schließen könnte, ohne Ihnen zu sagen, daß Weisheit ist, seine Dummheit erkennen, bevor man sie begeht.

FERDINAND HODLER: Frauenbildnis. Kunsthaus Zürich


F. Hodler.

GESPRÄCH ÜBER PORTRÄTS

VON WALTER UEBERWASSER

Anmerkungen zu sechs farbigen und sechs schwarz-weißen Wiedergaben von Frauenbildnissen aus der Ausstellung des Berner Kunstmuseums: «Schweizer Malerei seit Hodler»

Wer mit alten Vorstellungen sehr großartiger Porträts im Kopfe die Ansicht hegte, gemalte Bildnisse gingen eben nur gehobene Kreise an, der irrte nicht wenig... *Ueberall*, in jeder Gesellschaft kommt das von Liebhaberphotographien nur zeitweilig verdrängte Thema wieder aufs Tapet, am Vereinstisch ebenso wie am Teetisch, auf Berggipfeln so gut wie im Kanapee, im Eisenbahnwagen wie im Strandbad. Ist es doch eigentlich eine europäische Grundfrage, die zu diesem Gespräche treibt. Ein uraltgriechisches Tempelwort steckt dahinter: ΓΝΩΘΙ ΣΕΑΥΤΟΝ — *Erkenne dich selbst.*

Es mag wohl sein, daß die Umgebung bei dem Gespräch etwas ausmacht. Vor allem unsere von Gegend zu Gegend so wechselvoll reiche Landschaft. An den allermeisten Bildnissen von heute sieht man, daß dieselben auf Grund von landschaftlichen, viel mehr als wie früher von haus- und familienhaften, Vorstellungen geschaffen wurden. Sind Damen am Gespräche beteiligt, so werden die theoretischen Ansprüche an das Bildnis außerdem andere sein, als wenn sich Staatsmänner schon im historischen Konterfei verewigt sehen. Wie oft merkt man dabei, daß *Frauen* eine viel genauere bildliche Vorstellung von sich haben als irgendein Mann. Aber nicht nur das! Während aufrechte Männer die große oder kleine Rolle ihres Lebens ohne Gesichts- und Maskenwechsel durchzuführen hoffen, weiß mehr als eine Frau genau mit ihren «zwei Gesichtern» Bescheid. Ja, vielleicht hat sie zu der natürlichen außerdem noch die künstliche Gabe, ihren Eindruck zu vervielfachen. Welches ist dann das richtige unter einem ganzen Gesichterbukett? Die moderne ersetzt so gut wie die griechische Hydra jedes verlorene Antlitz durch zwei neue. Aber viel erschreckender noch sind die heute so zahlreichen Menschen, die — selbst im übergroßen Leiden unserer Tage — zu überhaupt keiner Haltung, keinem Gesicht mehr gelangen. Und diese neben der «Vervielfachung» so häufige Abschleifung der Persönlichkeit macht solche Fortschritte, daß der Zeitpunkt vorauszusehen ist, wo man sein Bildnis, wie jetzt schon seine Schuhe, als Konfektion im Porträtladen, als eine unter tausend vorrätigen Nummern, wird aussuchen können ... Ist das nicht beinahe schon in Polizei-Chiffren eingetreten, wo man jedes Gesicht mit ein paar Buchstaben und Ziffern weitertelegraphiert? Oder auf der anderen Erdhälfte, wo man durch Uebereinanderphotographieren von hundert Gesichtern längst das auch die Bildnisse bestimmende amerikanische Idealgesicht erzielte?

Nun protestiert der *Künstler*. Während er aber spricht, wird das ganze Kunstproblem deutlich,



HANS STURZENEGGER: Bildnis Frl. St. *Privatbesitz Winterthur*



CUNO AMIET: Damenbildnis.

Privatbesitz Bern

in das er verstrickt ist. Alles, was er zu malen gewohnt ist, Landschaften, Stilleben, Akte, Kompositionen, mochte er, seinem künstlerischen Einfall folgend, *subjektiv* gestalten. Im Porträt aber hat das *Objekt* eine nicht leicht zu übergehende Meinung über sich und die «Aehnlichkeit», hat Mitsprachevermögen und Mitspracherecht. Ja, dieses ist sogar juristisch formuliert. Das Recht am eigenen Bilde reicht selbst über das Leben des Dargestellten hinaus: es braucht sich niemand ohne Einwilligung photographieren, malen, ausstellen oder sonst veröffentlichen zu lassen. Wer seine Existenz ernst nimmt, wird nicht ohne weiteres fertig sein mit der Frage: «Wer bin ich? Wie sehe ich aus? Kann mich denn jemand so sehen und darstellen, wie ich mich empfinde? Besteht überhaupt ein Zusammenhang zwischen Sein und Aussehen?»

Es gibt viele, heute vergessene Antworten darauf. Interessant ist, wie lebende Künstler das Problem ansehen. Die meisten geben sich dem geistigen Aspekt der Frage gegenüber als *Nihilisten* zu erkennen. «Ich male die Farben, die Nuancen, die ‹Valeurs›. Um das sogenannte Geistige braucht man sich nicht zu kümmern. Sind die Valeurs richtig, so sind Geist und Aehnlichkeit von selbst da!» Solche Künstler stürzen sich in ein Porträt wie in einen Herbsttag, der sich allein einfangen läßt,



PAUL BASILIUS BARTH: Frauenbildnis



MAURICE BARRAUD: Contrejour

wenn man Licht und Farbe zu treffen vermag. So meinen sie das an sich Unfaßliche, den Hauch, das Verwehende des Lebens festhalten zu können. Es gibt andere Maler, die einen Menschen aus dem Gedächtnis zeichnen und malen. Und eine geradezu ergreifende Aehnlichkeit packt uns, obgleich alle Größenverhältnisse verschoben sind und keine einzige Farbe wortwörtlich stimmt. Erklären die einen, man könne eines Menschen Gesicht gar nicht kennen, es entstehe erst als rein künstlerisches Problem, so behaupten die andern: Es gibt *Urgesichter*, von denen jedes individuelle nur eine Abwandlung ist. Aber nur der Künstler kennt sie. Da angekommen, droht die Diskussion in Disput überzugehen.

«Halt», ruft jemand dazwischen, «jetzt müßte man, um nicht Theorien aneinander zu Staub zu reiben, in eine *Ausstellung* gehen...» — «oder ein ‹Du›-*Heft* zur Hand nehmen», sagt ein zweiter und schlägt es schon auf: «Hier ein Dutzend Bildnisse aus einer Schweizer Ausstellung, offenbar ohne Absicht, allein nach lebendigem Gefallen ausgesucht!»

«Aber lauter Frauenbildnisse!» bemerkt ein Dritter sofort. Und da er Kunsthändler ist, fügt er schmunzelnd hinzu: «*Frauenbildnisse* sind ungleich wertvoller als Herrenporträts. An einer Auktion erlebte ich, daß ein Ehepaar von Renoir wie auf dem Sklavenmarkt getrennte Käufer fand, er für





NANETTE GENOUD: Autoportrait.

Eigentum der Stadt Zürich

vierzig-, sie für achtzigtausend Franken.» Aehnlich geht es mit jedem Frauenbildnis. Das Interesse dafür ist prinzipiell größer und allgemeiner.

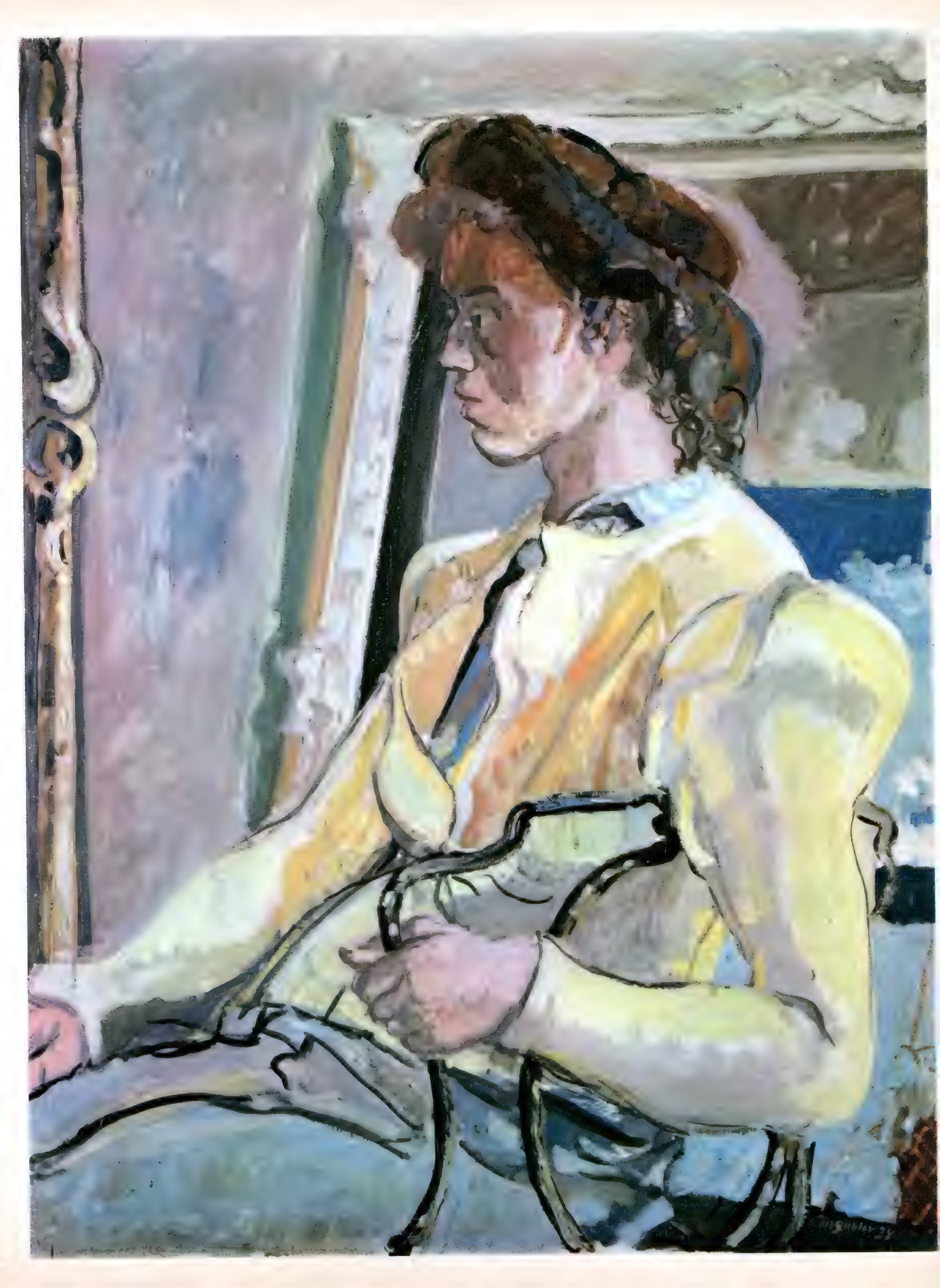
Man sieht, die Diskussion hat sofort Nahrung bekommen. Wie eine Sommerblumenwiese werden die Bilder von immer anders absuchenden Augen durchgenommen. Da meldet sich die sehr blonde Dame, die bekennt, sie suche schon lange nach einem Maler, der «*blonde Frauen*» malen könne. Ob man ihr, obwohl ihre Frage von Rubensgemälden bestimmt sein muß, *Auberjonois* empfehlen dürfte, einen der ausgezeichnetsten Maler des Landes, vielleicht mit der Zufügung jener, von Lavater bestrittenen Bemerkung eines alten Physiognomikers, daß *kleine* Köpfe die allersensibelsten zu sein pflegen? Und wie ist Auberjonois in jeder noch so sehr veränderten Proportion und Farbe sensibel! Da ist der *Kunsthistoriker*, der unter der lauten Bemerkung, daß einige der besten fehlten, die Maler sofort nach Heimatgegend und Stil zu gruppieren beginnt: Hier die tonig-dekorativen, farbig immer so sicheren Welschen: Auberjonois, Blanchet, Barraud, und schon jünger: Dessouslavy und Nanette Genoud, dort die durch ihre jedesmal verschiedenen Richtungen gekennzeichneten Begabungen der Ostschweiz: Sturzenegger, Tscharner, Gimmi, Gubler. Wieder anders zieht ein *Soziologe* seine Kreise, der sofort zu unterscheiden beginnt, «welche» Frau «wie» gemalt sei, und hier die Sphäre der *Modelle* findet, in der wie bei Tscharner und Dessouslavy die körperliche, figürliche und entkleidete Erscheinung mehr als die Person gesucht wird, dort — wie bei Blanchet — *ländliche Behäbigkeit* der dargestellten Frau, deren Händen man die Verwandtschaft mit Brot und Früchten ansehe, dort aber — wie bei Sturzenegger — alemannisch zuverlässige *Bürgerlichkeit*, dort endlich, wie bei Gubler, die heftigen Farben und scharfen Ueberschneidungen der ausgesprochen modernen, *nicht mehr gebundenen Psyche*, die, wie es sich auch bei Chambon zeigt, das Häßliche keineswegs mehr fürchtet, sondern als Prädikat interessanten Wesens durchaus rühmenswert findet.

RENÉ AUBERJONOIS: La violoniste. Privatbesitz Lausanne



GEORGES DESSOUSLAVY: *Deux femmes à leur toilette.* Privatbesitz Burgdorf

MAX GUBLER: *Sitzende Frau.* Privatbesitz Solothurn






EMILE CHAMBON: Portrait aux renards



JOHANN WILHELM VON TSCHARNER: Die Waschende. Privatbesitz Zürich

Wir aber halten an mit der auffälligen Beobachtung, daß die bei Frauenbildnissen doch so nah liegende Frage nach dem «*schönen*» *Bildnis* gar nicht gestellt wurde, so sehr ist in diesen Bildern die Vorstellung dessen, was man landläufig «schön» nannte, gegen einen empfindlicheren Geschmack für erhöhte künstlerisch lebhafte Existenz eingetauscht. Die eitle Schönheit so vieler Bildnisse vor dreißig Jahren wird heute kaum mehr jemand aushalten können. Unsere Zeit ist allem an sich schönem Dasein gegenüber ausgesprochen argwöhnisch geworden. Man sieht das gleich daran, wie oft unsere Malerei allen Linien, das heißt allen «schönen» Linien, abgeneigt ist. Dagegen ist Liebe und Sinn der Farben in ungeahnter Weise aufgeblüht. Und es wäre ein Problem für sich, zu zeigen, wie die bei jedem Künstler andere «Gamme» der Farben nicht bloß die ganze Existenz prismatisch verklärt, sondern in eine freiere Welt und zugleich weit über Auge- und Haarfarbe hinaus an das Allerpersönlichste heranführt. Das wird Bild für Bild anders beweisen.

Ist aber nicht schon das überraschend, wieviel gute Porträts aus irgendeiner Schweizer Ausstellung hervorgehoben werden konnten? Es gibt Kontinente ohne rechte Porträtisten. Unter Schweizern aber war Figur und Antlitz immer schon zu Hause, bei Tobias Stimmer so gut wie bei Anton Graff, bei Böcklin wie bei Stauffer und Hodler. In jeder Reihe von Figuren beweist sich neu das ungewöhnlich wache Auge des Schweizers für Bildnis und Gestalt.

Alle photographischen Aufnahmen von Hans Hinz



WILHELM GIMMI: *Femme au fauteuil*



«Ich bin vor Verwunderung ganz außer mir und sage Gott unendlichen Dank, daß es ihm gefallen hat, so große und allen Jahrhunderten unbekannte Wunder durch mich entdecken zu lassen. Ich habe eine Menge niegesehener Fixsterne festgestellt, welche die Zahl derer, die man mit dem bloßen Auge sehen kann, mehr als zehnmal übertrifft, und weiß nun, was die Milchstraße ist.» Aus einem Briefe Galileo Galileis (1564–1642), der am 7. Januar 1610 als erster von uns Sterblichen durch sein selbstgebautes Fernrohr die Mondtrabanten des Jupiters sah.

«Im Jahre 1675 entdeckte ich lebende Geschöpfe im Regenwasser, das nur wenige Tage in einem neuen irdenen, innen blau glasierten Topf gestanden hatte. Es reizte mich, das Wasser mit großer Aufmerksamkeit zu untersuchen, besonders, da diese kleinen Tiere mir zehntausendmal kleiner erscheinen als jene, die Mr. Swammerdam dargestellt hatte und die er Wasserflöhe oder Wasserläuse nannte, welche man schon mit bloßem Auge im Wasser wahrnehmen kann.» Aus einem Schreiben Antony van Leeuwenhoeks (1632–1723) an die Royal Society in London über die von ihm mit seinem selbstgebauten Mikroskop entdeckten Aufgußtierchen.

Wunderwelt im Wassertropfen

Das Glas hat dem Menschen Wunderwelten des Größten und des Kleinsten erschlossen, Welten, die jenseits der natürlichen Grenzen seines Sehens liegen. Daß Dinge, durch eine Glaslinse betrachtet, vergrößert erscheinen, war freilich schon den Alten bekannt. Aber erst in den handwerksfleißigen Niederlanden, wo die Glas- und Brillenschleiferei in hohem Ansehen stand, fügte der Bastelsinn mehrere Linsen so hintereinander, daß gleichsam spielerisch um 1590 das Mikroskop, um 1608 dann zielbewußter das Fernrohr erfunden wurde. Diese Zauberinstrumente haben unser Weltbild ungeahnt erweitert, unsere Weltanschauung tiefgreifend verwandelt, und beide Prozesse sind heute noch keineswegs abgeschlossen. Die reizvolle Geschichte der mikroskopischen Forschung, von der uns Paul de Kruif in seinen begeisternden «Mikrobenjägern»[1] ja nur einen Ausschnitt gibt, berichtet von den immer neu erstaunten Entdeckern dieser winzigen Ordnungen und Leblinge. Vor allem ist da der prächtige Antony van Leeuwenhoek in Delft zu nennen, unbändig neugierig und arbeitsam, über all den wunderbaren Wesen, die er fand, selber das wunderbarste. Ohne gelehrten Bildungsgang wurde er dank seiner Beharrlichkeit und Wahrheitsliebe zu einem der größten Gelehrten seiner Zeit. Was er im Wasser des «innen blau glasierten Topfes» sah, hielt er erst für die ja nur gedanklich ersonnenen Atome des griechischen Philosophen Demokrit, aus denen sich dieser alle Körper der Welt aufgebaut dachte. Dann aber wurde es ihm klar, daß er vor einem ganzen Reich dem bloßen Auge unsichtbarer Lebewesen stand, das den Alten noch völlig unbekannt gewesen war. Um herauszubringen, was wohl das Scharfe am Pfeffer verursachen möchte, zerstieß er solchen und übergoß ihn mit Wasser. Wieder sah er einige Tage darauf unter seinen Gläsern ein kaum glaubliches Gewimmel winziger Tierchen. Nach diesem Uebergießungsverfahren wurden sie später Aufgußtierchen oder Infusorien (von lat. infundere = hineingießen, überschütten) benannt. Und so lautet denn für alle irdischen Tage das schlichte Rezept: Uebergieße ein wenig Heu mit Wasser, laß beides ein paar Tage stehen, dann bring einen Tropfen davon unter die Zauberlinsen, und die «mikroskopischen Gemüts- und Augenergötzungen»[2] können beginnen. Einmal kommt vielleicht die Zeit, wo jeder Mensch neben seiner Zahnbürste, seiner Taschenuhr und ein paar Büchern auch ein kleines Mikroskop sein eigen nennen darf. Die Begegnung mit der Kleinlebewelt im Wassertropfen bildet eine unversiegbare Quelle reinster Freuden. Ihr wahrer Bildungswert für den Neubau der menschlichen Kultur ist gar nicht hoch genug einzuschätzen: Wer diese Urtierchen richtig bedenkt, dem werden sie zu geheimnisvollen Schlüsseln des eigenen geheimnisvollen Daseins.

Leeuwenhoeks Entdeckung dieser uns allenthalben umgebenden Liliputanerwelt wirkte auf die Zeitgenossen wie ein Märchen. Man hielt ihn wohl auch für einen Schwindler, ähnlich dem Venetianer Marco Polo, der von den Millionen Menschen im fernen Asien erzählte und dafür als Messer Millioni verspottet wurde. Schließlich aber war kein Zweifel mehr möglich: Jenseits unserer natürlichen Sehkraft wimmelt es in jedem Teich von wundersamen Wesen, in einem Tümpel mögen ihrer mehr beisammen sein, als es Pflanzen, Tiere und Menschen auf der ganzen Erde gibt. Sie haben vor allem den damaligen Philosophen mächtig zu denken gegeben: Wo mochten diese Infusorien nur herkommen? Entstanden sie einfach aus anorganischen Substanzen, oder besteht gar alle Materie aus ihnen? Heute haben diese Fragen ihre vorläufige Klärung gefunden, damals gaben sie zu mystisch-ergreifenden Visionen Anlaß. So schrieb etwa Leibniz, der in Delft einmal durch Leeuwenhoeks eifersüchtig gehütete Gläser sehen durfte, im sechsundsechzigsten und den folgenden Paragraphen seiner «Monadologie» (1714) die quicklebendigen Sätze: «Man sieht daraus, daß es auch im geringsten Teile der Materie noch eine Welt von Geschöpfen, von Lebewesen, Tieren, Entelechien und Seelen gibt. Jedes Stück Materie kann gleichsam als ein Garten voller Pflanzen oder als ein Teich voller Fische aufgefaßt werden. Aber jeder Zweig der Pflanze, jedes Glied des Tieres, jeder Tropfen seiner Säfte ist wieder ein solcher Garten und ein solcher Teich... So gibt es nichts Oedes, nichts Unfruchtbares, nichts Totes im Universum, kein Chaos, keine Verwirrung außer dem Anschein nach.»

Walter Robert Corti

1 Moostierchen, Cristatella mucedo Cuv., eines mit voll entfaltetem Tentakelkranz. Damit wird die Nahrung und das Atemwasser herbeigestrudelt. Die Moostierchen, eine mikroskopisch kleine, häufig aber recht ansehnliche Kolonien bildende besondere Tierklasse, stehen den Weichtieren nahe und sind also Vielzellwesen. Dieses zarte Gebilde fand sich auf der Unterseite eines Floßes der Badeanstalt Utoquai in Zürich. 100fache Vergrößerung. Photo Hans Traber

[1] Die «Microbe Hunters» erschienen 1926 in New York und liegen in der reichbebilderten, preiswerten deutschen Uebersetzung bei Orell Füßli schon im verdienten hundertsten Tausend vor.

[2] So lautet der Titel eines Werkes von Ledermuller, das 1761 in Nurnberg erschien. Ledermuller hat den Aufgußtierchen den Namen Infusorien gegeben.


2
3
4
5
6
7
8
9

Ulrich K. T. Schultz und Herta Jülich haben unlängst den ersten farbigen Mikrofilm herausgebracht, welcher mit zum Schönsten gehört, was wir dem einzigartigen Ufakulturfilminstitut bis heute zu verdanken haben. Wie bekannt, wirken an ihm auch die beiden Schweizer Dr. Martin Rikli und Dr. Nicolas Kaufmann. Herr Dr. Kaufmann hat uns die gegenüberstehenden Ausschnitte aus diesem Filme freundlichst zur Verfügung gestellt.

2 Kugeltierchen, Wesen von bezaubernder Grazie. Man sieht im Innern die Tochterkolonien sich um sich selber drehen.

3 Die Geburt der Tochterkolonien; sie verlassen das zerfallende Muttertier.

4 Junge Süßwasserschnecke, die sich im Ei wie in einem durchsichtigen Kämmerchen kreiselnd bewegt. Man sieht die beiden dunkeln Aeuglein sowie das schlagende Herz.

5 Erwachsene Süßwasserschnecke nach Ablage ihrer Eier.

6 Der Süßwasserpolyp, die Hydra, ein arger Räuber, der sich mit seinen Fangarmen gerne Flohkrebschen fängt.

7 Flohkrebschen, Daphnia, ein zu den Blattfüßern gehöriges Tierchen, darum nach Daphne, der Tochter des Flußgottes Peneios genannt, die in einen Lorbeerbaum verwandelt wurde. Deutlich ist das große Auge zu sehen und der dunkle, den Körper durchziehende Darm.

8 Kleine Molchlarve.

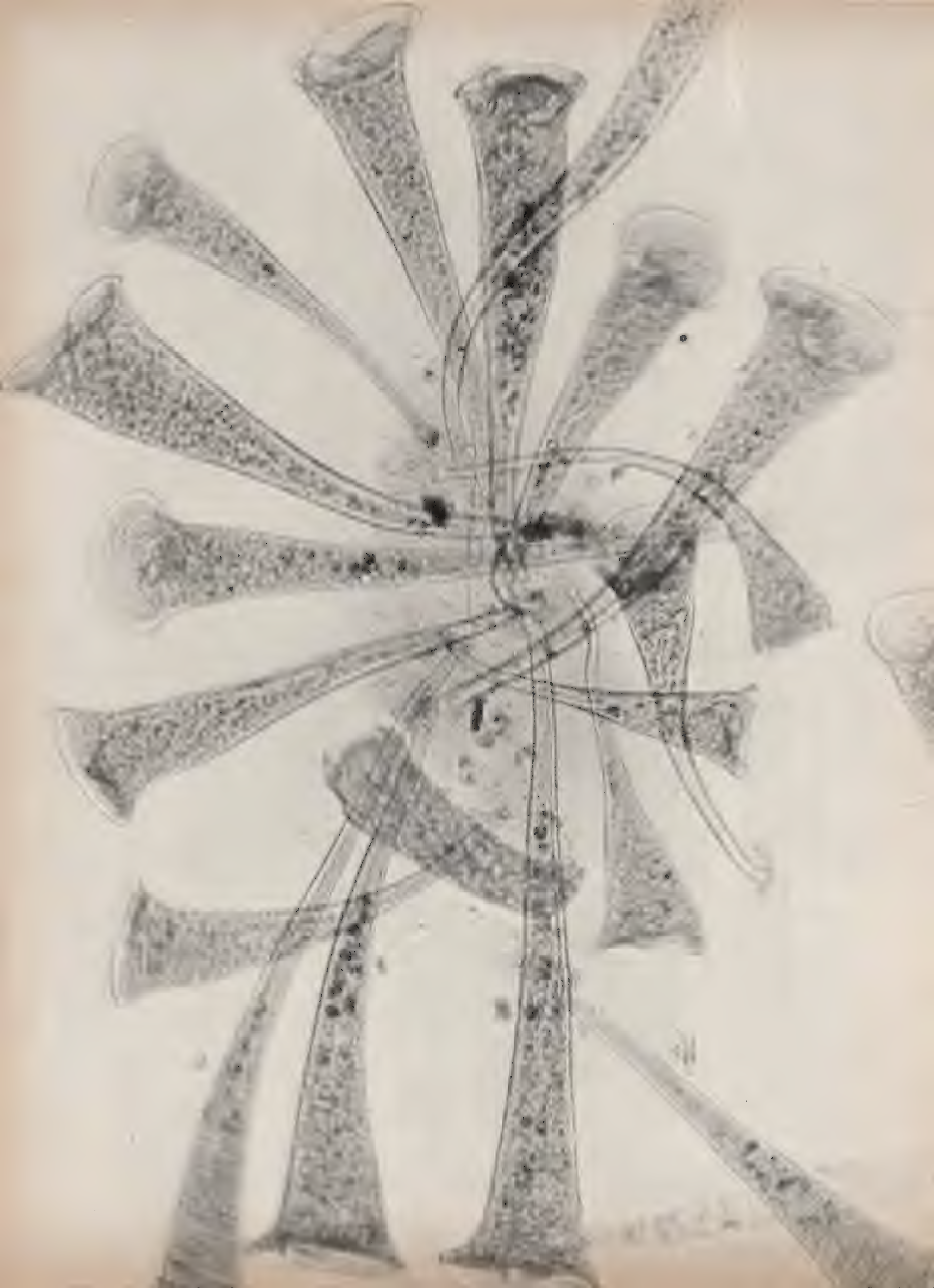
9 Das vergrößerte durchsichtige Beinchen, in dem der Blutkreislauf deutlich beobachtet werden kann. Das hatte seinerzeit Leeuwenhoek auch am Schwanz einer Kaulquappe sehen können: «Ein Anblick bot sich mir, wie ihn reizender meine Augen niemals vorher gesehen haben; denn hier sah ich an mehr als 50 Stellen die Zirkulation des Blutes, während das Tier ruhig im Wasser lag, so daß ich mein Mikroskop ganz nach Wunsch darauf einstellen konnte.» Leeuwenhoek hat den Vorgang auch richtig gedeutet und damit Harveys große Entdekkung des Blutkreislaufes (veröffentlicht im Jahre 1628) bestätigt.

10 Ein Nauplius, so heißt das Larvenstadium eines Muschelkrebschens oder auch eines Hüpferlings. Dieser fand sich im Algengewirr des «goldenen Tors» im Klotener Ried. 300fache Vergrößerung. Photo Hans Traber

11 Eine Gruppe des grünen Trompetentierchens, Stentor polymorphus Ehrbg. Diese Einzeller messen ausgestreckt bis 1 Millimeter, sind also dem unbewehrten Auge gut sichtbar. Ihr erster Beschreiber, der Pastor Johann C. Eichhorn in Danzig, sagte im Jahre 1780: «Wegen der vollkommenen Aehnlichkeit, die dieses Insekt mit einer Trompete hat, nenne ich es das Trompetentier.» Damals hieß noch alles, was nicht ausgesprochen wurmähnlich war, «Insekt». Stentor selbst war der Name jenes Griechen, der so laut rufen konnte wie fünfzig seinesgleichen, wonach die Stentorstimme sprichwörtlich wurde. Gefunden zwischen den Wasserpestpflanzen in der Glatt bei Wallisellen. 250fache Vergrößerung. Photo Hans Traber

10





DIE SEHNSÜCHTIGE

Erzahlung von Alexander Papadiamandis
Aus dem Neugriechischen übertragen von J. M. von Planta

Der Mond, dessen Scheibe seit drei Tagen im Abnehmen begriffen war, ging hinter dem Berggrat auf.

Da verstummten ihre wehmütigen Lieder, ihr Stöhnen und ihr Seufzen, und sie rief:

«Wenn ich jetzt einen kleinen Kahn hätte, glaube ich, könnten wir dort hinüber.»

Und ihre Hand wies nach der offenen Bucht, welche den Hafen bildete.

Vielleicht hatte Mathias gar nicht bemerkt, daß die Aeußerung ihres Wunsches in die Mehrzahl ausklang. Ohne lang zu überlegen, antwortete er:

«Ich kann diese Barke flott machen. Was meinst du, versuchen wir's?»

Auch sein Satz klang in die Mehrzahl aus. Und wie um seine Muskeln zu erproben, stemmte er sich gegen das kleine Lastschiff.

Der Jüngling befand sich am Ufer, wo der Sand in einem fort die sich immer erneuernden, leise plätschernden und dieses eintönigen Spieles nimmermüden Wellen trinkt und von diesem stets erneuerten Salze doch nie gesättigt ist. Die junge Frau stand auf der Laube des Hauses, welches ihr dreiundfünfzigjähriger, bärtiger Gemahl vor kurzem gemietet hatte. Das Haus lag so nahe beim Ufer, daß die Wellen bisweilen seine Mauern benetzten, je nachdem Süd- oder Nordwind herrschte. Die kleine Barke schaukelte auf dem Wasser. Nur ihr vorderster Teil war in den Sand eingerammt. Es war ein elegant geschwungenes Boot, das vier oder fünf Mann fassen konnte.

Vor drei Tagen hatte ein großer Zweimaster im Hafen angelegt und mußte auf günstigen Wind zur Ueberfahrt warten. Dies zur großen Freude des Kapitäns, der auf diese Weise nun schon die dritte Nacht bei Frau und Kindern verweilen konnte. Seine Matrosen stammten ebenfalls aus dieser Insel und machten sich durch die Belustigungen dieser drei Nächte für alle die Wochen und Monate zwangsläufiger Enthaltsamkeit bezahlt. Der Schiffsjüngste allein war aus der Fremde, und ihn hatte man die unvermutet geschenkt bekommenen drei Freiabende auf dem Schiff gelassen, um Segelwerk und Ladung zu hüten, während er seinerseits durch den Schiffshund bewacht war.

Diesen Abend aber hatte sich unser achtzehnjähriger Bursche, der alles vom rechten Matrosen besaß, außer dem Lohn, in eine etwas abseits gelegene Kneipe verzogen, um sich nach seiner Weise gütlich zu tun. Er war es, der die Barke, nur halb in den Strand gerammt, am Ufer gelassen hatte, mitsamt einem Paar so leichter Ruder, die selbst einem kleinen Knaben unbeschreiblich große Freude bereitet hätten, da er stolz wäre, seine Muskelkraft durch diese Hebel im weich gleitenden Wasser vervielfacht zu fühlen; denn solchen Rudern geben sich die Wellen preis wie die Mutterliebe dem Liebkosen des Kindes, das mit seinem zarten Weinen alles erlangen kann, was es nur will. Diese beiden Ruder ähnelten den Flügeln, die den zarten, weißen Körper der Möwe über das Meer dahintragen, und schienen dazu erschaffen, die kleine Barke in sandiger Bucht zu bergen, wie die Flügel den Meervogel in die Nischen der bespritzten Klippen tragen.

Jetzt stemmte sich aber Mathias mit ganzer Kraft gegen den Vorderteil des Schiffes, welches mit einem leichten Platschen auf die Wasserfläche fuhr und ihm fast entglitten wäre, weil er nicht daran gedacht hatte, die Kette zu ergreifen. Flink ließ er seine leichten Sandalen am Ufer, fand aber keine Zeit mehr, seine Hosen aufzustülpen, sondern sprang rasch bis zu den Knien ins Wasser, um die Barke bis zu einer kleinen Mole zu ziehen.

Unterdessen war die junge Frau von der Laube verschwunden, um einige Augenblicke später auf der Nordseite des Hauses zu erscheinen. Sie schritt zum Ufer, und ihr weiter, weißer Rock leuchtete im Mondschein.

Bei ihrem Anblick verspürte der Jüngling Freude und Aengstlichkeit zugleich. Wie unüberlegt hatte er doch gehandelt, ohne auch nur an die Möglichkeit zu denken, daß sie ihre Worte in die Tat umsetzen könnte...

Da sie ihre innersten Gedanken nicht ausdrücken mochte, sagte sie nur:

«Machen wir also eine kleine Mondscheinfahrt im Hafen.»

Und nach einem Augenblick fügte sie noch hinzu:

«Um zu sehen, wie es sein wird, wenn ich fortfahren werde, dort hinüber...»

Sooft sie von «dort drüben» redete, meinte sie damit immer ihre Heimatinsel.

Hinter dem ersten, bewaldeten Berggrat, wo eben der Mond aufgegangen war, und dessen schwarzer Umriß jetzt silbergrau wurde, erhob sich ein hoher, teils verschneiter, teils nacktfelsiger Gipfel. Dort lag ihre Heimat. Zwölf Meilen nur war sie entfernt. Die Frau aber jammerte, als wäre sie durch einen Ozean von ihr getrennt. Der grüne Hügel versteckte ihr den weißen Berg nicht. Sie aber erfüllte eine derartige Sehnsucht nach ihrer Heimat, als wäre sie schon seit Jahren fern gewesen, während sie sich in Wirklichkeit erst seit wenigen Wochen auf der Nachbarinsel befand.

Während sie sprach, legte sie ganz unschuldig ihre zarte, weiße Hand auf die Schulter des Jünglings, dessen ganzer

Körper ob dieser Berührung erzitterte. Sie stieg in die Barke, und er folgte ihr.

Dann machte er sich ans Rudern, zog aber zu stark am linken Ruder, so daß ihr Boot leicht auf einen Stein der Mole aufstieß.

«Was machst du? So bringen wir ja die Barke zum Bersten, und sie gehört nicht uns.»

Da kam ihr erst in den Sinn, was sie eigentlich zu tun im Begriffe standen, und sie fügte hinzu:

«Wird man die Barke nicht brauchen, nicht nach ihr suchen? Wem gehört sie?»

Der Jüngling antwortete verlegen:

«Wir machen ja nur eine kurze Spazierfahrt im Hafen und werden bald wieder zurück sein. Ich glaube kaum, daß man sie vorher suchen wird; denn jener, dem sie gehört...»

Er ruderte vorwärts. Sie saß ihm gegenüber. Bleicher Mondschein überzog die zarten Züge ihres Gesichtes. Scheu betrachtete er sie.

Er war kein Seemann, verstand sich aber doch aufs Rudern, da er hier auf der Insel aufgewachsen war. Er hatte das Lyzeum der Provinzhauptstadt vor kurzem verlassen und war heimgekehrt, weil er eine Strafe nicht hinnehmen wollte, die ihm wegen einer Auseinandersetzung mit einem seiner Meinung nach ungebildeten Professor auferlegt worden war. Er war kaum achtzehnjährig, schien mit seinem Jünglings-Bartflaum aber ein oder zwei Jahre älter.

Die junge Frau machte sich weiterhin ihre Gedanken über die Barke, deren Besitzer und dessen allfällige Nachforschungen und schloß diese ab, indem sie fröhlich feststellte:

«Der Besitzer der Barke wird sein Schiff und Onkel Monachakis seine Lialio suchen!»

Der junge Mann lächelte sonderbar. Onkel Monachakis nannte nämlich jedermann ihren Gemahl. Lialio war ihr eigener Name.

In diesem Augenblick erscholl ein lautes Gebell vom Deck des Zweimasters her, zu welchem die Barke gehörte. Der Hund war aufs allervorderste Teil des Schiffes, ein grob geschnitztes Gesicht mit einem mächtigen Helm, gesprungen. Zunächst hatte er beim Anblick der Barke gewedelt. Als sie aber näherkam und er erkannte, daß die beiden Insassen gar nicht der Schiffsmannschaft angehörten, da brach er in ein fürchterliches Bellen und Heulen aus.

Deshalb lenkte der junge Student den Kurs des Bootes vom Zweimaster ab, nach der äußeren Seite des Hafens hin; aber während sich die Barke entfernte, bellte der Hund nur noch mehr.

«Was hat er auch, daß er nicht stillbleiben will?» fragte unruhig Lialio.

«Zweifellos hat er die Barke erkannt.»

«Gehört sie zum Zweimaster?»

«Mir will so scheinen...»

Diese Feststellung sprach der Jüngling mit aufrichtigem Bedauern aus, weil es ihm vorkam, dieser Umstand müsse notgedrungenerweise ihre Traumfahrt abkürzen. Ganz gegen seine Erwartung klatschte aber Lialio in die Hände wie ein Kind, das die größte Freude an dem findet, was ihm die Erwachsenen verbieten.

«Mir ist's recht so: der Hund soll nur nach seiner Barke bellen, und mich mag man zu Hause suchen!»

«War denn Herr Monachakis nicht dort, als du aus dem Haus kamst?»

Und Lialio antwortete: «Er verbringt ja alle seine Zeit im Wirtshaus. Vor Mitternacht ist er nie heimzubringen. Und mich läßt er inzwischen allein.»

Fast wären ihr Tränen in die Augen gekommen; aber sie beherrschte sich, und die Tränen kamen nicht.

Der Jüngling ruderte weiter, und bald waren sie am Ausgang des Hafens angelangt, der durch zwei Landzungen gebildet wird, zwischen welchen sich etwas weiter im Südosten noch zwei oder drei kleine Inselchen befinden. Von hier aus sah man jetzt gut die andere Insel mit dem weißen, teils schneebedeckten, teils nacktfelsigen Berg, und die junge Frau heftete ihren Blick auf den fernen Horizont, als wollte sie all seine Einzelheiten erkennen, die der fahle Mondschein doch nicht hervortreten ließ.

«Dorthin mußte ich schauen, und dann kehren wir wieder zurück», sagte sie seufzend.

«Wie lautet auch jenes Lied, das du manchmal singst?» wagte der Jüngling zu fragen.

«Welches Lied?»

«Jenes Lied, darin von Segeln, vom Steuerruder und von den Bergen dort drüben die Rede ist», flüsterte er.

«Ah!»

Und sie begann mit ihrer weichen Contralto-Stimme leidenschaftlich bewegt die gewünschte Melodie zu summen:

«Wann werden sich die Segel schwellen,
wann werde ich hinübergleiten
zu jenen Bergen, die ich liebe,
wann wird die Sehnsucht mir vergehen?»

Sie wiederholte die Strophe zwei- oder dreimal nach einer ihr bekannten Melodie.

«Jetzt siehst du sie, die Berge dort drüben», sagte Mathias, «nur haben wir statt eines Segels bloß Ruder, und Steuerruder hat unsere Barke keines.»

Und wieder seufzte die junge Frau.

«Müssen wir jetzt umkehren?» fragte der Jüngling. Seine Worte klangen wie welkes Laub im Wind.

«Noch ein wenig, noch ein wenig», sagte Lialio. «Der Schatten dieser Insel läßt die Küste dort drüben nicht gut erkennen... Ich sehe nur den Derphi.»

«Der Derphi ist dort», sagte der Jüngling und zeigte nach dem Süden, nach Euböa.

«Wir nennen den Berg meiner Heimat so», erwiderte Lialio und wies nach Osten.

Und sie wiederholte ihr Lied, in welchem sie nur zwei Worte auswechselte:

«Wann werden sich die Segel schwellen,
wann werde ich hinübergleiten
zu meinem Derphi, den ich liebe,
wann wird die Sehnsucht mir vergehen?»

Der Jüngling seufzte aus tiefer Brust, und sein stummer Seufzer klang wie eine laute Klage.

«Ach! Ich vergaß, daß du dir vor lauter Rudern die Schultern fast ausrenkst», sagte Lialio. «Ich wußte nicht, was ich tat. Deine Hände, Mathias, sind zart und nicht zum Rudern geschaffen.»

Der Jüngling aber wandte ein:

«Nein, müde bin ich nicht. Diese Ruder sind leicht und können mich nie ermüden!»

Lialio beharrte aber darauf, das eine Ruder selbst zu ergreifen. Sie beugte sich nach vorn, um den einen Ruderhaken herauszunehmen und ihn neben ihrem Sitz anzubringen. Er jedoch wollte sie nicht gewähren lassen, und ihre Hände stießen aufeinander. Die Berührung war warm.

«Und du sagst noch, meine Hände seien zart», meinte Mathias vorwurfsvoll.

«Was dann? Ziehen wir das Segel auf, wie es im Lied heißt!» schlug die junge Frau scherzend vor.

«Aber welches?»

Und unwillkürlich fiel sein Blick auf ihren weiten, weißen Rock.

Da lachte Lialio und lehnte sich wieder zurück.

Sie befanden sich jetzt vor dem Ausgang des Hafens, zwischen dem Vorgebirge, dessen jäher Abhang das Werk eines Erdbebens sein mag, und den kleinen Inselchen. Unterdessen war der Mond immer höher gestiegen und ließ die letzten Sterne erblassen, die noch zaghaft in den äußersten Winkeln des Himmels glänzten. Friedlich schauderte das Meer unter dem leichten Odem der Nacht, diesem sanften Ueberrest des Windes, der es seit dem Morgen peitschend durchfurcht hatte. Es war eine warme Maiennacht. Die Luft war erfrischend, weil sie vom hohen Meer her kam. Vom wehmütigen Mondschein leicht erhellt, lagen die beiden Inseln da, Skopelos im Osten, Skiathos im Westen. Im unsteten Spiel von Licht und Schatten vermochte man die Einzelheiten der Küsten nicht zu unterscheiden. Die lichtüberflutete Nacht strömte einen geheimnisvollen Reiz aus. Die Barke glitt jetzt nahe an einem Inselchen vorbei, auf dem man bald helle, bald schattige Uferpartien unterscheiden konnte: im Mondschein glänzende Felsen, schattiges Gestrüpp, das im leichten Nordwind leise zu lispeln schien. Dann wieder waren es von der Brandung ausgehöhlte Grotten, wo die Wildtauben nisten und, durch die nahenden Ruder erschreckt, ihr Gefieder unruhig bewegten. Dort drüben, weit im Nordosten, am Abhang jenes Berges, gewahrte man jetzt einige zitternde Lichter am Ort, wo man am Tag die kleinen, weißen Häuser eines hoch über dem Meer gelegenen Dorfes sehen kann. Auf eine Klippe, nahe beim Inselchen, prallte die langsam und laut niedertosende Woge, und man hätte glauben können, in dieser Harmonie von Meer und Mond ein Orchester zu hören, das so klangreich war wie das Spiel der Wellen aller Buchten, Strände und Ufer miteinander. Unwillkürlich hatte Mathias die Ruder für eine geraume Weile auf den Rand der Barke gelegt, um die klingende Ruhe nicht zu stören. Mathias empfand eine unwiderstehliche Entzückung. Auch Lialio hatte eine unbekannte Bezauberung überkommen, und ihre Blicke begegneten sich.

«Ziehen wir das Segel auf?» fragte die junge Frau aufs neue. Sie sprach diese Worte auf so einfache und natürliche Art aus, als wären sie ihr gemeinsamer Gedanke.

«Ziehen wir es auf», antwortete Mathias unbewußt.

Und da er nicht wußte, was er sagte, fragte er sich gar nicht, welches Segel.

Aber Lialio ersparte ihm die Mühe, das Segel zu suchen. Sie erhob sich, neigte sich ein wenig vornüber und zog mit einer anmutsvollen Bewegung ihren weiten, weißen Faltenrock aus und reichte ihn Mathias.

«Richte du jetzt den Mast auf», sagte sie.

Verstört und entzückt zugleich ergriff der Jüngling lachend das eine Ruder, stellte es senkrecht an die Ruderbank, wo er saß, und nahm das freie Ende des Strickes, mit dem er diesen Mast festband. Alsdann löste er das am Vorderteil der Barke angebundene andere Ende des Strickes und band damit das zweite Ruder als Segelstange über das erste. Darauf griff er nach dem weißen Rock, der noch warm war vom Körper der jungen Frau, und befestigte ihn am obern Ruder: das Segel war gehißt.

Lialio blieb im kurzen, ebenfalls weißen Unterrock, und ihre milchweißen Beine waren von so vollendeter Form, als wären sie auf einer Drechselbank modelliert gewesen. Ihr Hals glich einem Lilienkelch und war teilweise in ihrem purpurnen Halskragen verborgen. So kauerte sie im hintern Teil der Barke nieder und machte sich kleiner, als es ihr schlanker, zierlicher Körper in Wahrheit war.

Der Wind wurde etwas stärker; das Segel schwellte sich, und die Barke eilte über die Wellen dahin.

Es war nicht mehr die Rede davon, nach dem Hafen zurückzukehren. Warum auch? Es war ja klar, daß man den Bergen dort drüben zusteuerte. Schüchtern setzte sich Mathias ebenfalls hinten in der Barke, ohne sie zu berühren. Er blickte über das Meer hinaus, damit sein Blick der Gefährtin nicht unangenehm sei.

In diesem Augenblick kam ihm das Lied eines Dichters von den Ionischen Inseln in den Sinn, ein Lied, das in allen romantischen Liebesabenteuern jener Zeit eine Rolle spielte:

Wache auf mein süßes Lieb . . .

Und er dachte an den Vers:

Allein der blasse Mondenschein . . .

Und auch an diesen:

Lebet wohl, ihr Quellen, Täler,
lebe wohl, du frischer Strand,
zarter Morgen, Vogelsänge,
ach, für immer lebet wohl!

Diese Verse gingen ihm durch den Sinn; aber er mochte sie nicht singen. Es kam ihm so vor, sie seien hier doch nicht recht am Platz. Das Lied dieser Nacht — man hätte es nicht besser erfinden können —, das war Lialios Lieblingslied:

Wann werden sich die Segel schwellen,
wann werde ich hinübergleiten
zu jenen Bergen, die ich liebe,
wann wird die Sehnsucht mir vergehen?

Er saß zu nahe neben ihr, um sie ruhig anblicken zu können, zu fern aber, um die Wärme ihres Körpers und ihres Atems zu verspüren. Und doch wünschte er sie zu sehen. Bald wurde

es ihm im Anblick der dahinfliehenden Wellen fast schwindlig. Da zog er seine leichte Weste aus und bat Lialio, sie über ihre Schultern zu werfen, um nicht kalt zu haben; denn mit der fortschreitenden Nacht blies nun der Wind von den Bergen des Festlandes her. Sie aber weigerte sich, sich damit zu decken, und sagte, daß sie keineswegs kalt, sondern im Gegenteil warm habe.

Mathias bestand also nicht darauf. Und er verfiel in Gedanken über alles, was er von ihr, ihrem Leben und ihrem Schicksal wußte.

Seit ihrem kurzen Aufenthalt auf der Insel hatte sich die junge Frau mit seiner Familie befreundet. Lialio war nicht mehr in ihrer allerersten Jugend, obschon sie fast alle ihre jungfräuliche Frische bewahrt hatte. Sie war fünfundzwanzigjährig und seit fünf Jahren verheiratet. Herr Monachakis hatte sie in zweiter Ehe heimgeführt, nachdem er seine erste Gattin begraben und seine Tochter, die ein Jahr älter war als Lialio, verheiratet hatte. Er hatte wohl gedacht, wenn er ein blutjunges Mädchen von zwanzig Jahren heirate, so verjünge ihn das um ebensoviel!

Monachakis reiste da und dorthin, wo ihn die Regierung als Beamter der Finanzverwaltung gerade hinschickte. Solange er fern von seiner Heimatinsel blieb, war das Leben für Lialio nicht eben schwer. Sie blieb bei ihren Eltern, weil sie Herrn Monachakis auf all seinen Irrfahrten durch Griechenland nicht gut hätte begleiten können.

Es wäre das tatsächlich kaum ein Klima gewesen, in welchem zarte Blumen hätten gedeihen können! Im Laufe eines Monats wäre sie verwelkt, wenn ruchlose Hände sie in jenes Dasein versetzt hätten. Die Vase war aus Alabaster, die Pflanze war zart, und die Blüte strömte einen leichten Duft aus, der gar nicht zu groben Nasen paßte. Als aber Herr Monachakis nach zahlreichen Vorstellungen endlich eine feste Stellung auf der benachbarten Insel erhielt, überredete er seinen Schwiegervater, der seinem Altersgenossen hohe Achtung schenkte, ihm Lialio hinüberzugeben.

In Tränen nahm Lialio Abschied von ihrer eben im Wochenbett befindlichen Schwiegertochter, die ihr eigentlich wie eine Schwester vorkam. Sie bestieg das Schiff und fuhr — oder wurde vielmehr nach der Nachbarinsel entführt.

Am Tag seiner Ankunft gab Herr Monachakis allen seinen Freunden ein glänzendes Fest; aber vom andern Tag an empfing er niemanden mehr in seinem Haus. Das war eigentlich kaum sonderbar; denn er befand sich ja selbst fast nie zu Hause. Entweder saß er in seinem Büro oder im Wirtshaus und rauchte seine ellenlange Pfeife. Dabei war er stets munter und gesprächig, und seine Wangen waren fast so rot wie die Mütze, welche auf seinem rechten Ohr saß, und deren lange Quaste auf seiner Schulter lag.

Von der zweiten Woche an hatte Lialio, die gewöhnlich gegen Mitternacht durch sein Heimkommen geweckt wurde, zu seufzen begonnen. Sie bat, er solle sie in ihre Heimat ziehen lassen. Sie beteuerte, es fern von ihren Eltern nicht aushalten zu können. Tatsächlich tat ihr seit den ersten Tagen ihrer Verbannung das Herz weh, sie hatte keinen Appetit mehr, und ihr Antlitz wurde bleich. Aber Onkel Monachakis gab ihr auf gestrenge Weise zu verstehen, daß keine Rede davon war, ihn zu verlassen, nachdem sie einmal gekommen sei. Dabei hatte er eine lange Theorie entwickelt, laut welcher die Frau immer und überall bei ihrem Gatten zu weilen habe, da sonst das christliche Ziel der Ehe verfehlt wäre, welches nach allen rechtgläubigen Quellen nicht in der Fortpflanzung der Rasse, sondern in dem zwischen Mann und Frau herrschenden Einverständnis bestehe. Was übrigens die Fortpflanzung der Rasse anbelange, so wäre hierfür ja die freie Ehe hinreichend, welche jedoch etwas ganz anderes als die kirchliche und standesamtliche Trauung sei. Und zur Erhärtung des Gesagten hatte er eine Reihe von Sprüchen aus dem Alten und dem Neuen Testament angeführt: «Dies Bein ist von meinem Bein, und dies Fleisch von meinem Fleisch», «welche Gott vereinigt hat, die trenne der Mensch nicht», «der Mann ist der Gebieter der Frau» und anderes mehr. Da hatte sie ihre Seufzer im gelösten Haar verborgen und mit dem Zipfel des weißen Kopftuches die Spuren ihrer Tränen ausgewischt.

Der Jüngling hatte dies Schicksal seiner Nachbarin vernommen, und in ihm war eine geheime Zuneigung zu ihr gediehen. Die Anmut ihres ebenmäßigen Körpers wurde durch ihre Kleidung kaum verborgen, und die Locken, welche ihre wollüstige Stirn zierten, waren keine künstlichen. Versengend war der Glanz ihrer tiefen, schwarzen Augen unter den geschweiften Brauen, und der Purpur ihrer Lippen schien bei der geringsten Ermüdung oder Erregung eine leichte Röte auf ihre blassen Wangen zu entsenden. Die friedsame, zarte Glut ihres Blickes drang in des Jünglings Herz.

Kurz, er liebte sie. Wenn sie, wie es oft geschah, auf die Laube hinaustrat, war er meist in der Nähe. Sie betrachtete ihn einen Augenblick zerstreuten Blickes mit abwesendem Geist. Und dann löste sich ihr Blick von ihm, um sich nach dem fernen Horizont im Osten zu wenden, nach den Bergen dort drüben. So war es gewesen bis zu diesem Abend, den ihr Gemahl wieder im Wirtshaus zubrachte und sie, während der Mond aufging, beim Ufer wieder den Jüngling erblickt hatte, welcher nach dem Abendbrot die erfrischende Meerluft kosten wollte. Mathias hatte sie auf der Laube bemerkt; er hatte ihr guten Abend gesagt; sie hatten einige Worte gewechselt, und ohne zu wissen wie, war ihr fast unbewußt dieser so unerwartete Vorschlag zu einer Meerfahrt über die Lippen gekommen. Daher rührte dieser seltsame Zauber. Die junge Frau schien ganz und gar in einer Traumwelt zu leben. Von Zeit zu Zeit erwachte sie plötzlich aus ihrer Träumerei und wurde der Wirklichkeit bewußt, um jedoch nach einigen Augenblicken nur noch tiefer ihrem Lieblingstraum anheimzufallen.

Es war jetzt Mitternacht. Der Wind vom Festland her oder auch die Strömung des Meeres hatte sie, weil ihre Barke steuerlos war, allmählich etwas nach Norden abgetrieben, und so befanden sie sich nun den zitternden Lichtern des hochgelegenen Dorfes gegenüber, welches jetzt näher schien. Sie waren unweit eines einsamen, der Nordostküste vorgelagerten Felseninselchens, wo die Möwen und andere Seevögel ihr Freudenspiel trieben.

Erst jetzt schickte sich Mathias an, das eine Ruder als Steuerruder zu benützen. Er hatte nämlich inzwischen das improvisierte Segel einziehen müssen, um Lialio, die kalt bekam, obschon sie es nicht zugeben wollte, ihren Rock zu-

rückzugeben, und hatte Segelstange und Mast abgetakelt. Er bemühte sich, die Barke nach der östlichsten Spitze der gegenüberliegenden Küste zu steuern. Man nennt jene Landzunge Trachili.

Er mußte aber feststellen, daß es ihm nicht gelang, ein günstiges Fahrwasser zu finden, weshalb er zu den Rudern griff.

Indes scheint es, daß die Nymphen des Nachtwindes von den Wäldern und die Nereiden der Strömungen des Meeres, die zwischen den beiden Inseln herrschen, Lialio doch sehr günstig gesinnt sein mußten. Denn kaum hatten sie sich etwas von jenem Inselchen entfernt, als sie auf der Seite des Hafens, den sie verlassen hatten, einen großen Nachen erblickten, der in aller Eile nach dem Vorgebirge Trachili steuerte. Mit sechs Rudern eilte er auf dem Rücken des Meeres dahin wie eine freigelassene Stute auf der Wiese. Lialio erschrak. Der Jüngling ließ unschlüssig das Rudern, um hinzuspähen.

«Rasch, rasch», sagte Lialio leise, als befürchtete sie, man könnte ihre Stimme hören, «rasch hinter das Inselchen!»

In aller Hast brachte der Jüngling die Barke in den Schatten der Insel, und alsbald verschwanden sie hinter einem Felsvorsprung, wo sie sich verbargen.

«Was könnte das sein?» fragte Lialio ängstlich.

«Gewiß geht das uns an», erwiderte der Jüngling.

«Ist man ausgefahren, um Jagd auf uns zu machen?»

«Kein Zweifel.»

«Was ist denn dieser große Nachen?»

«Ein Nachen mit mehreren Ruderpaaren. Der fährt geschwind.»

«So würden sie uns einholen, wenn wir dort vorne wären?»

«Allerdings, und zwar baldigst. Sie fahren in der Richtung auf Trachili.»

«So hatten wir recht, nach dieser Seite zu kommen?»

«Das hatten nicht wir gewollt. Die Strömung hat uns hierher getrieben.»

«Sie weiß, was sie tut, die Strömung!» sagte Lialio mit göttlicher Stimme.

Sie schien ein Wesen, das weise Träume schaut und im Träumen Sinnsprüche spricht. Wie sie es sagte, so glaubte sie tatsächlich in jenem Augenblick, was sie sagte, nämlich, daß die unbelebten Dinge einen Geist besitzen und alles den Weisungen solcher Gottheiten gehorcht. Es hatte ja wirklich den Anschein, als ob die Nereiden der Meeresströmungen und die Nymphen der Waldlüfte die kleine Barke mit ihrer anmutsvollen Fracht absichtlich hier bergen wollten.

«Und was tun wir jetzt?» fragte Mathias, der sich ohne den wohlwollenden Beistand der Nymphe machtlos fühlte und nunmehr begriff, warum die Welt seit ihrer Schöpfung unabänderlich durch das Weib regiert wird.

«Jetzt?» sagte Lialio mit solcher Bestimmtheit, als sähe sie alles voraus, «jetzt werden wir eine halbe Stunde hier warten, und weil man uns nicht hier suchen wird — denn sie werden nach Trachili fahren —, so werden wir dann seitwärts nach St. Nikolaus gleiten können. Kennst du den Weg? Man steigt von dort in einer halben Stunde zum hochgelegenen Dorf, und von dort gehen wir, sobald Gott den Tag erleuchten läßt, in drei Stunden nach meinem Heimatdorf. Oh, meinen Fuß auf das gelobte Land setzen! Sollten sie uns aber doch hier suchen, dann gibt's kein Zaudern: rasch hinüber ans nahe Ufer eurer Insel, und im Nu zu Fuß in euer Dorf zurück. Und dann: — Wo warst du, Lialio? — Ich bin spazieren gegangen, Onkel Monachakis, und bin jetzt wieder da.»

Und bei diesen Worten lachte sie selbst. Da der Jüngling jedoch nicht beruhigt schien, sagte sie weiter:

«Hoffentlich finden sie uns nicht! Aber was die Leute auch schwatzen mögen, mir ist es einerlei. An uns liegt es, uns anständig aufzuführen. Laß die Dummköpfe uns anklagen!»

Leidenschaftlich bewegt neigte sich der Jüngling, um ihre Fingerspitzen in Gedanken zu küssen, daß er ja ein Ehrenmann war — wie so manche andere, die von der öffentlichen Meinung ungerecht verurteilt und gepeinigt werden...

Ernsten Tones erklärte sie:

«Hätte es mich nach andern Sensationen gelüstet, so wäre ich schön ruhig zu Hause geblieben bei Onkel Monachakis. Statt dessen machte ich mich davon, um zu meinen Eltern zurückzukehren. Was können mir auch meine Eltern für Sensationen beibringen? Onkel Monachakis aber brächte mir schon solche bei, und wie...»

Ein spitzer Dolch schnitt das Herz des Jünglings entzwei.

Kein Zweifel: die junge Frau besaß in ihrer Heimat einen Geliebten. Jenem zuliebe hatte sie sich davongemacht! Jenem zuliebe diese unsinnige Fahrt unternommen! Und was wurde unter solchen Umständen aus ihm selbst? Eine Brücke, die zwei Liebende beschritten, um sich zu begegnen! Der Charon verdammter Leidenschaften!

Ach, welche Glut brannte in seinem Herzen! Wie brüllte in seinem Innersten die Wut über diese seine tragische Lage! Und wie leicht wäre es hier für den Verfasser dieser Erzählung, die idyllische Minute in ein jähes Drama zu wandeln, wenn er sich nicht gewissenhaft an die erlebte Wahrheit halten wollte! Denken Sie auch: der Nachen jagt nach den Flüchtigen. Dank einem Wunder von Mathias' Ruderkunst gelingt es diesen, auf ihrer leichten Barke zu entkommen; aber im letzten Augenblick entdeckt Mathias, daß die «Sehnsüchtige» am fast erreichten Ufer einen geheimen Geliebten hat, stößt ihr seinen Dolch in die Brust, bringt die Barke mitsamt der ermordeten Frau zum Sinken und nimmt damit auch sich selbst das Leben; darauf trifft der Nachen am Ort der Greueltat ein, und im Mondschein sucht man nach den Leblosen, um die beiden Leichen zu bergen! Wie großartig romantisch! Welch heiße, sentimentale Tränen!

Indessen beherrschte sich aber der Jüngling, wenn auch mit großer Mühe. Er schaute der jungen Frau gerade in die Augen und sagte einfach:

«Und dort drüben, liebte dich dort jemand, bevor Herr Monachakis dich heiratete?»

«Oh, gewiß! Manche sogar, wenn du es wissen willst», sagte Lialio heiter. «Aber so geht es eben: die Mädchen der Armen, die liebt man gleich wie Blumen, um sich an ihrem Duft zu erfreuen und sie dann verwelken zu lassen. Siehst du, ich war eben keine Reiche, damit man mich nicht nur liebe, sondern auch mit großen Festlichkeiten heirate, oder daß man mich sogar entführe, um sich im Geheimen mit dem tröstlichen Nebengedanken durch einen bekannten Priester trauen zu lassen, daß die Eltern trotz allem Zorn die Mitgift der

Tochter schließlich herausgäben... So fand sich eben kein anderer als Onkel Monachakis, um meine Hand zu verlangen. Und sie flüsterte jenes Volkslied:

«Die andern haben's wollen,
trotz meinem innern Grollen»,

und fügte hinzu:

«Es hätte ja schlimmer ausfallen können!»

«Warum verlässest du denn Herrn Monachakis?» fragte der Jüngling, indem er an ihre letzte Bemerkung anknüpfte.

«Ich verlasse ihn ja gar nicht! Ich gehe nur heim. Wenn dort Onkel Monachakis zu mir kommt, mag er willkommen sein! Er weiß ganz genau, daß ich nicht imstande wäre, seine Ehre zu besudeln. Aber er weiß auch, daß ich nicht fern von der Heimat sein kann.»

Der Jüngling war nicht beruhigt. Er verdächtigte die junge Frau der Falschheit, wähnte sich als ihr Opfer und fragte plötzlich: «Ist es möglich, daß kein anderer dich geliebt hat... ich meine, und daß du einverstanden warst... einmal, vor oder nach deiner Heirat...?»

Da stieß Lialio einen tiefen Seufzer aus:

«Nun ja! Mit dir will ich aufrichtig sein... Er, der mich hätte heiraten wollen... und den auch ich gerne mochte... ihn hat vor sechs Jahren das Schwarze Meer verschlungen... Das Schiff ist mitsamt der ganzen Mannschaft verloren gegangen... Aber wenn du mir gut bist, wozu auch all das wieder aufwühlen...?»

Unterdessen war der Nachen, den die beiden Flüchtlinge unablässig beobachtet hatten, in gerader Richtung nach Osten am letzten Vorsprung des dritten kleinen Inselchens angelangt. Dort hielt er, wie Mathias gleich bemerkte, inne.

«Ich weiß, was das bedeutet», sagte sie.

«Was denn?»

Fragend blickte der Jüngling sie an.

«Gedulde dich ein wenig, und gleich wirst du es sehen. Sie werden jetzt in der Richtung auf Trachili weiterfahren.»

«Wie kannst du das wissen? Bist du eine Hexe?»

«Ich bin eine Zauberin!» sagte sie überzeugt.

Und ob dem Glanz ihres Blickes überkam Mathias eine seltsame Furcht.

In diesem Augenblick setzte sich der Nachen wieder lebhaft nach Osten in Bewegung. Mathias gab seiner Bewunderung Ausdruck.

«Da haben wir's!» fuhr Lialio fort. «Ich wette meinen Kopf, daß Onkel Monachakis im Nachen ist.»

«Warum?»

«Seinen Ruderern, welche kaum Lust hatten, sich gar sehr zu ermüden, wird es wahrscheinlicher vorgekommen sein, daß wir uns irgendwo um dieses Inselchen herum befänden, und sie wollten uns deshalb hier suchen. Aber Onkel Monachakis, welcher weiß, daß ich hier nichts zu suchen hatte, sondern mich nur nach meiner Heimat sehnte, ist überzeugt, daß wir stracks nach Trachili gefahren sind. Und wenn es ihm gelänge, uns einzuholen, bevor wir im Hafen der Insel ankämen, so hofft er, daß ich wieder mit ihm heimkehren würde. Deshalb wollte er keine Zeit verlieren, um uns hier zu suchen, damit ich ihm nicht bei der Ankunft dort drüben entweiche. Aus diesem Grund läßt er sich dort hinüberrudern, und da mögen seine Ruderer fluchen, was sie wollen, es hilft ihnen doch nichts...!»

«Und nun?»

«Sobald sie sich etwas entfernt haben, so fahren wir auf dieser Seite hinüber. Gib mir das eine Ruder.»

Bald war der Nachen so fern, daß man nur noch einen schwarzen Punkt auf den silbernen Wellen tanzen sah.

«Und jetzt, an die Ruder!» rief freudig die anmutige Lialio.

Auf dem Nachen befand sich tatsächlich Herr Monachakis. Die «Sehnsüchtige» hatte sich nicht getäuscht.

Seit einer halben Stunde saßen die beiden Entronnenen in ihrer Barke, als Herr Monachakis zu seinem großen Leidwesen erfuhr, daß «seine Lialio», wie er sie nannte, nicht mehr zu Hause war. Er saß im Wirtshaus, wo er, an seiner langen Pfeife ziehend, über Politik diskutierte und dem Treiben dieser warmen Sommernacht zusah.

Da stellt sich plötzlich ein zehnjähriger Gassenbube vor ihn, barfuß und mit offenem Hemd, und sagt:

«Onkel, deine Frau ist davon.»

«Davon? Wohin denn?» fragte bestürzt der brave Herr.

«Weiß nicht.»

«Wer hat's dir denn gesagt?»

«Basil, der Bub der Frau des Markus, der war dort am Ufer, der hat sie gesehen.»

«Wer ist der Basil, der Bub der Frau des Markus?»

Der Bube wies nach der Türe und sagte:

«Der dort, der sich hinter der Türe versteckt.»

Herr Monachakis und seine Genossen, deren Neugier groß war, wandten sich nach der Tür, hinter welcher sich ein zweiter Gassenbube halb versteckte und halb hervorguckte: achtjährig, barfuß, barhaupt, das eine Hosenbein übers Knie heraufgestülpt, seine Füße noch naß vom Meerwasser.

«Bist du es, der meine Frau fortgehen sah?» rief ihm Herr Monachakis zu.

«Ich sah sie, Onkel», antwortete der Bube.

«Wohin ist sie gegangen?»

«Wie kann ich das wissen?»

Von Ungeduld und Zorn ergriffen, erhob sich Herr Monachakis und tat, als wollte er seine Pfeife nach dem Buben schleudern. Da verschwand der erste Bube von der Bildfläche, und der zweite versteckte sich hinter der Mauer.

«Keine Angst», sagte Herr Monachakis. «Wenn du mir die Wahrheit sagst, so laß ich dich in Ruhe. Komm her... und jetzt sag mir, was du weißt... warum...» Und das war das einzige Wort, welches er in seiner Trübsal, seinem Ingrimm und seiner Schande hervorbrachte.

Da faßte der erste Bube etwas Zutrauen und sagte, indem er sich in vorsichtiger Entfernung hielt:

«Nun, Onkel, also Basil hat die Barke gesehen, auf welcher deine Frau mit dem Sohn des Chaliori davonfuhr. Da hat er auch mich gerufen und mir die Barke gezeigt; aber sie war schon weit fort, und ich konnte sie nicht mehr gut sehen. Wir dachten, die beiden kämen wohl gleich wieder zurück; aber dann sahen wir sie immer weiter draußen, außerhalb des Ha-

fens, außerhalb des Vorgebirges. Wir warteten. Sie sind aber nicht zurückgekommen.»

«Wie lange ist es, seit ihr sie fortfahren sahet?»

«Mag jetzt zwei Stunden oder mehr sein.»

«Und warum seid ihr mir das nicht gleich melden gekommen?»

«Aber es ist ja gar nicht lang seither, vielleicht eine Stunde, eine kleine Stunde, ein ganz kleines Stündchen.»

Unter dem Eindruck eines neuen bevorstehenden Zornausbruches des Herrn Monachakis ergriff der Bube die Flucht.

Unterdessen war Basil, der Bube der Frau des Markus, dreihundert Schritte hinuntergerannt mit jenem Eifer, mit welchem Kinder gute oder schlechte Nachrichten zu überbringen pflegen, um im ersten Fall den Dank zu erhalten, oder im zweiten sich ob der verstörten Köpfe, die sie zu sehen bekommen, lustig zu machen. So kam er ganz außer Atem zum Haus des Kapitäns des Zweimasters und rief aus voller Kehle zur Laube hinauf, welche vom Licht des offenen Zimmers erleuchtet war:

«Onkel, man hat dir die Barke genommen!»

Basil hatte es vor wenigen Minuten nicht gewagt, ins Wirtshaus einzutreten, um Herrn Monachakis die schlechte Nachricht anzuzeigen. Nachdem er aber gesehen, daß sein Freund für deren Meldung keine Schläge erhalten hatte und da der Stock des Kapitäns auf dem Balkon droben sowieso zu weit fort war, hatte er Mut gefaßt und sich beeilt, seinem Freund zuvorzukommen, um alles Vergnügen allein auszukosten.

Der Kapitän, Kyriakos seines Namens, war noch bei Tisch, da er mit Essen und Trinken nie fertig wurde, wie es bei Seeleuten Brauch ist, wenn sie für einige Tage zu Hause sind und sich einem für sie so seltenen Vergnügen hingeben können. Nun erhob er sich aber und kam auf die Laube heraus:

«He, was ist da los?»

«Man hat dir deine Barke genommen.»

«Wer?»

«Mathias, der Sohn der Malamu.»

«Wer ist Mathias, der Sohn der Malamu?»

«Nun, der Sohn der Frau des Chaliori, wie man auch sagt.»

«Wohin ist er damit?»

«Nun, zum Hafen hinaus.»

«Allein?»

«Mit einer Frau.»

«Mit einer Frau?» fragte der Kapitän neugierig, «mit welcher denn?»

Er konnte aber die Antwort des Buben nicht recht verstehen.

«Und warum bist du mir das nicht gleich zu sagen gekommen?» schrie der Kapitän in die Nacht hinaus.

Aber der Bube hatte sich schon aus dem Staub gemacht.

«Mein Matrosenlehrling, dieser Teufelssohn, muß sich wer weiß wo besoffen und die Barke ihrem Schicksal überlassen haben», lautete des Kapitäns Schlußfolgerung.

Und gleich hieß er diesen seinen jüngsten Matrosen suchen. Nach vergeblichen Nachforschungen im Viertel der Agora fand man ihn schließlich in einer entlegenen Taverne.

Da befahl der Kapitän zweien seiner Leute, die sich zu Hause gemütlich taten, eine Barke zu entlehnen, um an Bord des Zweimasters zu gehen und den Nachen mit sechs Rudern flott zu machen. Er schien sich kaum um die entführte Frau noch um den glücklichen Jüngling, der sie begleitete, zu kümmern, wohl aber um seine nagelneue, elegante und solide Barke. Deshalb befahl er, noch zwei oder drei andere Ruderer anzustellen, um alsbald die Verfolgung der flüchtigen Barke aufzunehmen.

Unterdessen hatte Herr Monachakis erfahren, wem die entwendete Barke gehörte und er kam ganz bedrückt zum Kapitän.

«Der Herr kann mit dem Nachen fahren», sagte der Kapitän, der seinerseits erfahren hatte, wem die entwendete Frau gehörte — denn das Ereignis konnte natürlich nicht anders ausgelegt werden.

Mitfahren, das war genau, was Herr Monachakis im Sinn hatte. Er mochte nicht im Dorfe weilen, sondern es schien ihm, daß die Teilnahme an der Verfolgung seinen Schmerz etwas abkühlen würde. Zwar hatte er, wie seine Frau ganz richtig sagte, ein vollständiges Vertrauen in sie und war überzeugt, daß sie niemals imstande wäre, seine Ehre zu besudeln. Aber schließlich wer weiß? Wer vermag jemals die Geheimnisse der Weiber zu ergründen? Er kannte ihre fast krankhafte Neigung zur Träumerei, kannte ihre große und tiefe Sehnsucht. Wie soll man das jedoch einem andern zu verstehen geben? Wehe dem, der in einen Wassergraben fällt, und wäre das Wasser auch sauber! Selbst wenn man ihm eine hilfreiche Hand bietet, lacht man ihn doch nur aus.

Er war seiner Lialio so sicher, als es ein Mann seiner Frau sein kann. Seit der Zeit, da er als Freund in ihrem elterlichen Haus aus- und einging und sie auf seine Knie nahm, um mit ihr zu spielen — sie hatte drei Jahre und er dreißig — seit der Zeit, da er dem fünfjährigen Kind ohne jegliche Zukunftspläne Naschereien brachte, seit der Zeit, da ihr Kindermund ihn «Onkel Monachakis» nannte, bis zum Tag, da sie seine Gattin geworden — und ihn immer noch «Onkel Monachakis» nannte —, hatte er sie als Kind, Mädchen und Frau stets im Auge behalten und beobachtet und wußte sehr wohl, daß es bei ihr mehr als bei allen andern Frauen der Kopf war, der ihr Leben bestimmte.

Es brauchte eine halbe Stunde, bis man die beiden Matrosen überzeugen konnte, daß sie ihr Heim zu verlassen hatten. Eine weitere halbe Stunde benötigte es, bis eine Barke gefunden und der Nachen des Zweimasters aufs Wasser gesetzt war. Und noch eine halbe Stunde, bis man einige Ruderer rekrutiert hatte, deren schwere Barken und Fischerkähne mit nur zwei bis vier Rudern zu einer solchen Verfolgung als ungeeignet befunden worden waren, und bis jedermann schlüssig und einverstanden war und man in See stechen konnte. Schließlich stieg man also in den Nachen, Herr Monachakis setzte sich ans Steuerruder, und es ging los.

Mit langen, regelmäßigen Zügen fuhr man zum Hafen hinaus. Doch wo würde man die kleine Barke finden? Das wie ein Weib geschwätzige Meer versteht es auch wie jenes, seinen Mund zu halten, und verrät sein Geheimnis nie. Es ist ebenso leicht, auf den Lippen einer Frau die Spuren der Küsse eines andern zu entdecken wie auf der endlosen Fläche die Spur einer Barke zu finden. Und schließlich, mußte sich Herr Monachakis sagen, wer kann wissen? Sie war ja nur eine Frau.

Die Liebe kann uns täuschen. Die Jugend ist leichtgläubig. Wer konnte bezeugen, daß sie gänzlich unschuldig war? Oh! Er hatte es ihr ja oftmals gesagt, daß sie bei ihm in Sicherheit sei, weil ein respektabler Gemahl einer jugendlichen Frau zugleich auch eine Art Familienvater ist. Auch sie selbst mußte sich ja sagen, daß sie bei ihm gut geborgen war, selbst wenn sie Lust hätte, ihm untreu zu werden. Jetzt aber kam alles anders: die Meinung der Leute wird sie verurteilen, auch wenn sie tausendmal unschuldig bleibt; wäre sie jedoch zu Hause geblieben, so würde sie jedermann als eine ehrliche Frau achten, auch wenn sie tausendmal schuldig wäre.

Auf der See draußen aber wogte die kleine Barke zwischen den beiden Inseln. Die gütige Nereide hatte eine günstige Strömung unter ihren Kiel gebracht. Der wohlwollende Odem der Nachtluft leistete seinen Beistand, kräftigte die Arme des Jünglings und stärkte die zarten Muskeln der jungen Frau. Sie ruderten beide wie erfahrene Seeleute. Und die Ruder schienen ihnen leicht und ermüdeten sie nicht. Sie hatten schon die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Erst als der Nachen, der wie eine ausgelassene Stute über die Meeresfläche eilte, schon nahe beim Kap Trachili war, bemerkten seine Matrosen die Barke.

«Was ist auch das dort?»

«Die Barke!»

Man kehrte tatsächlich nach links und griff mit neuer Kraft zu den Rudern; denn die Leute waren durch den schon in Sicht befindlichen Sieg und die Aussicht auf eine so seltsame Beute ermutigt. Doch war der Nachen noch dreimal weiter von der Bucht entfernt, nach welcher jetzt beide steuerten. Und wenn er dreimal mehr Ruder hatte, so hatte er auch fünfmal mehr Gewicht und einen dreimal tieferen Kiel.

Mathias bemerkte den Richtungswechsel des Nachens beizeiten und meldete ihn seiner Gefährtin.

«Sieh hin», sagte er, «jetzt macht man aber Jagd auf uns.»

«Jetzt mögen sie uns ruhig entdecken», rief Lialio vergnügt, «es will mir scheinen, sie sind noch weiter fort als wir.»

«Gewiß, aber sie haben auch mehr Ruder als wir.»

«Aber wir besitzen eine ganz eigene Kraft!»

Und doppelt stark ruderte sie weiter.

Eine ganze Stunde lang und sogar mehr dauerte im blassen Lichte des Mondes, der friedlich gen Westen hinabsank, das grausame Spiel des Meerungeheuers mit seiner zarten Beute. Von den Höfen an den Hängen und in den Mulden der Insel erklang das zweite Krähen des Hahnes.

Der Nachen glitt im rhythmischen Takt seiner Ruder mit der Kraft eines mächtigen Haifisches heran. Die Barke floh leicht wie Kork über die Wellen dahin. Ihre wie Spielzeug leichten Ruder wiesen stets das Wasser nach hinten, welches sie liebkosend begleitete und mit der Barke zu eilen schien wie jenes Ehrengeleite, das königliche Karossen umgibt. Und man hätte glauben können, daß unsichtbare Tritonen die Barke ganz auf die Oberfläche des Wassers hoben, damit sie durch die Tiefe des Kieles in ihrer Eile nicht behindert werde.

Indessen holte der Nachen zusehends immer mehr vom Abstand ein, der ihn von der Barke trennte. Lang dauerte das Rudern, und der Nachen kam immer näher, bis der Abstand der Barke vom Ufer gering und geringer wurde. Und da gelang es Mathias, dem Nachen doch noch zuvorzukommen und seine Barke mit einem heftigen Ruck in den Strand zu rammen.

«So sind wir also doch noch gut angekommen!» rief freudig Lialio.

Sie erhob sich und bekreuzte sich beim Anblick der im Mondschein weiß leuchtenden St.-Nikolaus-Kapelle. Dann sprang sie als erste ans Land und netzte dabei ihre Füße.

Mathias folgte ihr und suchte die Barke ganz ans Land zu ziehen. Da war der Nachen kaum mehr zwanzig Meter vom Strand entfernt.

Der Jüngling, der sich abmühte, die Barke aufs Gestade zu ziehen, beeilte sich, um Lialio nach dem Dorfe dort droben zu begleiten. Wohl dachte er, daß die Insassen des Nachens ihre Verfolgung auch zu Land fortsetzen würden; aber er war eigentlich glücklich darüber. Lialios letztes Geständnis über den im Schwarzen Meer umgekommenen Geliebten hatte ihn zwar nicht recht beruhigt; aber anderseits war ihm der dämonische Gedanke eingefallen, daß eine Frau, die das Andenken jenes Unseligen vergaß, um einen Alten zu heiraten, gerade so gut diesen Alten um eines Dritten willen vergessen könnte, wenn dieser mit ihr in ihrer Heimat zu bleiben gewillt wäre. Und wenn man sie alle beide miteinander quer durch die Insel verfolgte, wenn sie sich ihm anvertraute, um zusammen mit ihm nach ihrem Dorfe zu flüchten, ja, wirklich, dann war ihre Liebe nunmehr zu Land wie zur See bezeugt.

Plötzlich erblickten sie im Mondschein Herrn Monachakis aufrecht am Steuerruder, und im Schweigen der Nacht hörten sie seine mächtige Stimme:

«Lialio, he, Lialio!»

Lialio gebot ihren Schritten Einhalt, neigte bedächtig ihr Köpfchen und rief dann zurück:

«Was willst du, Onkel Monachakis?»

«Du willst zu deinen Eltern, lieb Seelchen? Du hast ja recht. Wart nur, daß ich auch mitkomme, dich auf dem einsamen Pfad zu begleiten, damit dir unterwegs nichts zustoße, ganz allein, meine Geliebte!»

«Sei willkommen, Onkel Monachakis!» antwortete Lialio ohne Zögern.

Der Jüngling war ganz nahe neben ihr und blickte ihr schüchtern, erschrocken und verständnislos in die Augen. Sie aber sagte ihm:

«Du führe jetzt die Barke zurück, und Gott geleite dich, mein Mathias, mein Guter.»

Ihre Stimme bebte von aufrichtiger Ergriffenheit, und sie fügte hinzu:

«Schade, daß ich ein paar Jahre älter bin als du. Sonst hätte ich dich, wenn Onkel Monachakis einmal stirbt, geheiratet.»


LONGINES
DIE LONGINES-UHR
BETONT
IHRE PERSÖNLICHKEIT
R. BLEUER

Das Rätsel des Bumerang

Die Handhabung des Bumerangs ist denkbar einfach: man schleudert das Krummholz, ähnlich wie einen Strandring, möglichst horizontal von sich fort, und zwar so, daß es sich dauernd dreht. Nach einiger Zeit steigt es dann plötzlich in die Höhe, kehrt und kommt zu seinem Ausgangspunkt zurück. Je besser man die Technik beherrscht, desto genauer erfolgt der Rückflug, so daß man unter Umständen beiseite springen muß, um nicht selbst von dem immer noch wuchtig daherschwirrenden Geschoß verletzt zu werden. Dem rätselhaften Aufsteigen und Umbiegen zuzuschauen wird das Auge nicht satt.

Wirklich rätselhaft freilich ist uns die Erscheinung heute nicht mehr. Sie beruht auf dem Luftwiderstand, den der kunstvoll, seitlich abgeflachte und sich gegen die beiden Enden hin verjüngende Bumerang hervorruft. Mit einiger Mathematik läßt sich die Kurve sogar ballistisch berechnen. Immerhin haben Physiker zugestanden, daß sich das dem Aussehen nach so simple, in seinem Funktionieren jedoch so verblüffende Schießgerät wohl, nachdem es einmal da sei, wissenschaftlich begreifen lasse, daß dagegen die Wissenschaft niemals oder nur unter endlosen Experimenten imstande gewesen wäre, es von sich aus erstmalig zu konstruieren. Vor allem wäre sie wohl von selbst gar nicht auf den Gedanken verfallen, daß man so etwas überhaupt konstruieren *könne*.

Hier aber beginnt erst das eigentliche Rätsel. Der Bumerang nämlich ist die Jagd- und Kriegswaffe der Australneger. Die Australneger aber sind von allen Primitiven, die wir kennen, die auf niedrigster Intelligenzstufe stehenden. Wie also, so muß man darum fragen, konnten gerade sie auf die Idee des Bumerangs kommen? Andere primitive Waffen — Speer und Bogen, noch die Schleuder und das Blasrohr — haben gleichsam etwas Evidentes, in ihrer Anwendung unmittelbar Durchschaubares, an sich. Man versteht, wie schon der ursprüngliche Mensch auf sie verfallen konnte. Wie aber konnte er auf den Bumerang verfallen, der selbst noch der modernen Wissenschaft ein nicht ganz leicht zu lösendes Problem aufgibt? Und wie konnte ausgerechnet der Australneger darauf verfallen?

Zwei Erklärungsmöglichkeiten bieten sich an. Die eine beruht auf der Theorie, daß viele der heutigen Primitiven die rückgebildeten Erben einst hochentwickelter Stämme seien. Von einem solchen Stamm hätten also die Australneger den Bumerang übernommen. Indessen, damit ist ja das Problem nur verschoben. Auf der Höhe der neuzeitlichen Technik wird auch jener andere Stamm schwerlich gestanden haben. Auch wie er den Bumerang hätte erfinden können, bleibt also undurchsichtig. Die andere Erklärung operiert mit dem Zufall. Ein zufällig wie ein Bumerang geformtes Aststück wurde einmal, so muß sie annehmen, von einem Australneger gefunden und zufällig so geworfen, daß es die ihm einwohnende Eigenschaft dokumentieren konnte. Dies führte zur künstlichen Nachahmung und im Lauf der Zeit vielleicht sogar zur Vervollkommnung der ursprünglichen Form. Auch diese zweite Erklärung behält zwar etwas Unbefriedigendes, trifft aber möglicherweise gleichwohl zu.

Ohne sie unbedingt für unzulänglich zu halten, wollen wir nun aber dennoch versuchen, noch eine weitere Erklärung zu geben. Freilich läßt auch diese Erklärung das Rätsel letztlich stehen. Doch gliedert sie es wenigstens einem allgemeineren und bekannten Rätselkomplex ein. Wir denken an den Instinkt. Mit ihm handelt das Tier zwar durchgängig zweckmäßig, wobei diese Handlungen aber niemals zugleich auch zielstrebig, d. h. in ihrer Zweckmäßigkeit bewußt sind. So bleibt es ein Geheimnis, woher die Zweckmäßigkeit kommt. Wenn etwa die Lähmungswespe ihr Opfer genau in das Nervenzentrum trifft, so daß dieses zwar lebendig und zum Gefressenwerden frisch bleibt, sich aber nicht mehr bewegen kann, so verfährt sie — als ob sie Entomologie und Chirurgie studiert hätte. Wenn die Pferdebremse ihre Eier, deren Larven sich nur im Pferdemagen entwickeln können, auf Bein oder Schulter des Pferdes ablegt, wo sie mit hoher Wahrscheinlichkeit durch das Abgelecktwerden in seinen Magen gelangen, so handelt auch sie wie aus einem scheinbar wohlfundierten Wissen um den Sinn ihres Handelns heraus; dennoch aber dürfen wir ihr ein solches Wissen nicht gut zutrauen. So wie alle organischen Formen, welche die Natur hervorbringt, zweckmäßig sind, ohne daß doch bei ihrem Hervorgebrachtwerden ein um ihren Zweck wissender Geist zugegen gewesen wäre, ganz ebenso ist es bei den noch ganz in den Schoß der schaffenden Natur eingebetteten Instinkthandlungen.

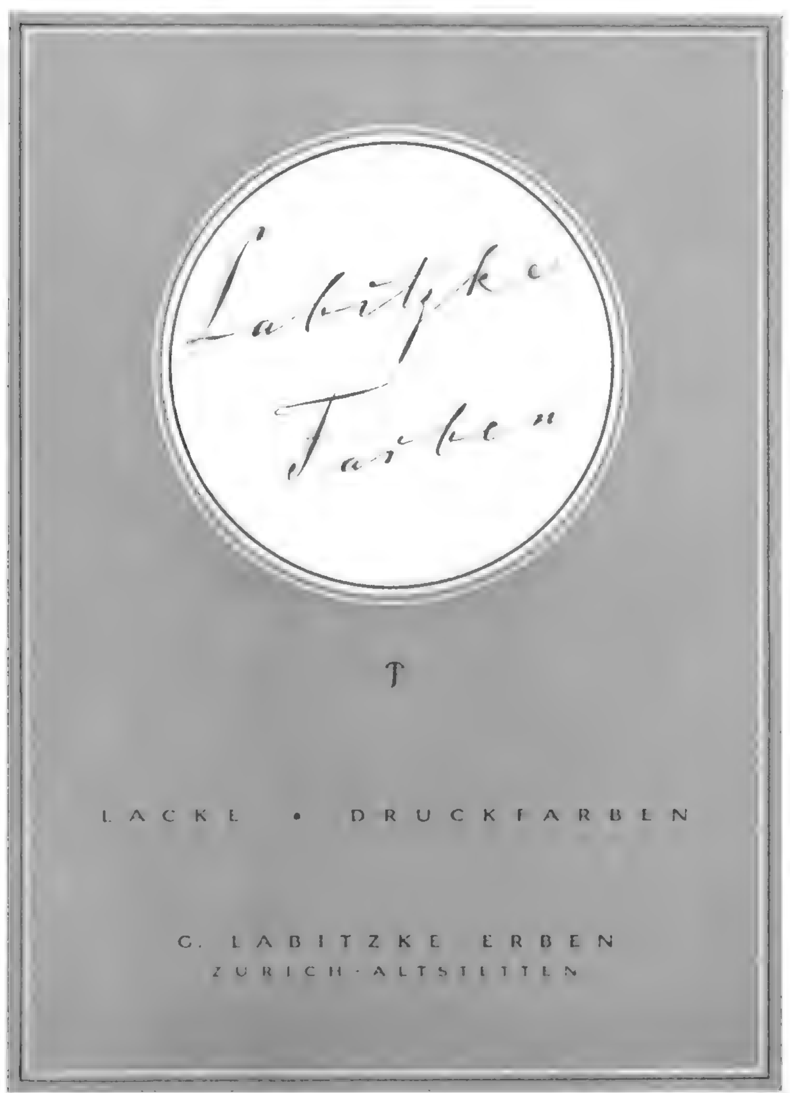
Eine ganz andere, ohne weiteres verständliche Zweckmäßigkeit ist die des Werkzeugs. Der Gebrauch des Werkzeugs unterscheidet den Menschen von jedem anderen Lebewesen. Wo immer er bearbeitete Knochen oder Steine findet, weiß der Prähistoriker sogleich, auch ohne daß irgend etwas sonst darauf hinweist, daß hier Menschen gewohnt haben müssen. Im Werkzeug bekundet sich eben die mit dem Menschen erstmalig auftauchende Wachheit und Kraft des Intellekts, der nun auf seine Weise dort weiterzuschaffen sucht, wo die Natur aufgehört hat. Schuf sie den Organismen zweckmäßige Formen und Instinkthandlungen, so greift er noch über das Organische hinaus und will die Welt selbst zweckmäßig einrichten. Nur ihm, und nicht einer uns dumpf und unbewußt noch lenkenden Natur, verdankt daher das Werkzeug seine Entstehung. Wodurch unterscheidet sich aber seine Zweckmäßigkeit grundlegend von der der Organismen und Instinkte und zeigt sich als eine nicht aus der Natur, sondern aus dem Intellekt geborene? Dadurch, daß es eben nicht nur zweckmäßig, sondern zugleich zielstrebig entstanden ist, daß eine seinen Zweck klar vor sich sehende Vernunft es bewußt auf ihn hin bearbeitet hat. Ist jedoch so das vom Intellekt hergestellte Zweckmäßige einerseits nicht mehr geheimnisvoll, so ist es dafür doch andrerseits auch weit einfacher als dasjenige der Natur. Verglichen mit den tausend aufeinander abgestimmten Funktionen eines höheren Organismus, ist auch das kunstvollst ineinandergreifende Räderwerk einer Maschine plump. Bis heute sind unsere Bemühungen, Leben künstlich zu erzeugen, über geringfügige Anfänge nicht hinausgekommen.

Nun zurück zum Bumerang. Unstreitig ist er ein Werkzeug. Jedoch ein so kompliziertes, daß uns seine Erfindung durch die menschliche Vernunft — und noch dazubin die des Australnegers — unvorstellbar schien. Die Höhe seiner Komplikation vielmehr ließe fast eher darauf schließen, daß bei seiner Erfindung noch die uns zwar unfaßbare, offensichtlich jedoch höhere Weisheit der Natur selbst am Werke gewesen ist. Wäre es nun nicht denkbar, daß wir in ihm gleichsam einen einmaligen Ueberschneidungspunkt vor uns hätten, in dem der menschliche Organismus bereits zum Werkzeug drängte und seiner bedurfte, gleichzeitig jedoch noch nicht über den genügenden Intellekt verfügte, um es sich zu verschaffen? Daher mußte er noch ein letztes Mal die in ihm wirkende Natur zu Hilfe rufen, daß sie ihm, die sonst nur Instinkt*handlungen* verleiht, diesmal eine Instinkt*erfindung* gelingen lasse. — Danach ließe sich der Bumerang sozusagen als ein *Werkzeug aus Instinkt* verstehen. Während der Instinkt bei den von ihm dirigierten Handlungen dauernd noch selbst aktiv sein muß, kann er sich anders, nachdem die von ihm dirigierte Erfindung einmal gemacht ist, wieder zurückziehen: für den weiteren Ausbau der Erfindung sowie für ihre jeweilige Benutzung genügt dann der Intellekt vollauf. Gerade daß sich der Bumerang bei demjenigen Menschenschlag, dessen Intellekt am wenigsten ausgebildet ist, beim Australier, findet, wirkt hier nicht mehr nur paradox, sondern wird umgekehrt zum Argument für unseren Deutungsversuch: denn mit steigendem Intellekt sinkt der Instinkt. Gerade weil der Intellekt des Australiers noch zu schwach war, um sich selbst eine Waffe zu verfertigen, war sein Instinkt noch stark genug, um ihm eine an die Hand zu geben. Und als ob der Instinkt noch ein letztes Mal hätte beweisen wollen, um wieviel genialer er arbeitet als der Intellekt, gestaltete er diese Waffe so, daß kein Intellekt sie je ersonnen hätte.

Ueberhaupt haftet ja der frühen Geschichte des Menschen etwas Unbegreifliches an. Ohne natürliche Angriffs- und Fluchtorgane, schwach und instinktlos steht er neben den Tieren. Dafür hat er zwar den Intellekt, mit dessen Hilfe er dann Waffen verfertigen, seine Nahrung finden und schließlich zum Herrn der Erde werden konnte. Was aber geschah in der Zwischenzeit, als er zwar schon Mensch war, der Intellekt aber seine Erfindungen, selbst die einfachsten, noch nicht gemacht hatte? Hätte er damals nicht von wilden Tieren zerissen und überhaupt mangels geeigneter Weltorientierung zugrunde gehen müssen? Hier tritt eben der Gedanke der Instinkterfindung in die Lücke. Instinkthandlungen gab die Natur ihrem Spätling nicht mehr mit. Mit ihm vielmehr sollte eine neue, selbständigere, vielfältigeren Situationen gewachsene Art des Handelns in die Welt treten. Damit er aber nicht vorzeitig wieder zugrunde gehe, gab sie ihm von den Erfindungen, wie sein Intellekt sie später hervorbringen sollte, einige notwendigste doch selbst schon von Anfang an mit. Vielleicht ist auch der Keim der Sprache, vielleicht auch die Bereitung des Feuers auf diese Weise entstanden. Und vielleicht hatten daher die Griechen nicht so unrecht, wenn sie annahmen, daß wir die Anfänge der Kultur nicht uns selbst verdanken, daß sie uns vielmehr von den Göttern geschenkt worden seien.

Michael Landmann





Der renitente Bräutigam

Wir waren Zwillinge, beide mit weißen Kleidchen angetan, unter denen die Spitzenhöschen neckisch hervorlugten. Aber so sahen wir nur am Sonntag und auf Photographien aus. An gewöhnlichen Tagen trugen wir rot und schwarz getupfte Kittel, und das Haar stand uns wild um den Kopf. Wir wühlten im Garten und buken herrliche Kuchen aus Sand. Da ich stärker und größer war als mein Bruder, zwang ich ihn, einen dieser Kuchen zu verspeisen, wobei ich selbst mit gutem Beispiel voranging. Das Resultat war, daß der Doktor mit dem steifen Hut uns beiden den Magen auspumpte, eine Sache, die uns so verdroß, daß wir ihm fürderhin nicht mehr gutwillig die Hand gaben. Ich war in solchen Dingen sehr nachträgerisch, und wenn ich meinen großen Mund zum Schreien aufriß, stimmte das Brüderlein kläglich mit ein. Das arme Brüderlein, es wurde stets ein bißchen vergewaltigt, wie alle Kreaturen, die mit einem stärkeren Lebewesen zusammenwohnen. Denn von meiner Unrast, das Licht der Welt zu erblicken, angesteckt, hatte er die mütterliche Behausung so früh verlassen, daß er bei seinem Erscheinen weder mit Haaren noch Fingernägeln prunken konnte. Nur seine großen blauen Augen blitzten lebenslustig und vergnügt.

Von klein auf war er mir untertänig. Ich war groß und fett, und diese Körperfülle machte mich dem kleinen Bruder gefährlich. Ich konnte ihn nach Belieben umwerfen, fortziehen oder in anderer Weise in seiner Freiheit beschränken. Immerhin — zu meiner Ehre sei es gesagt — machte ich von dieser Macht keinen blinden Gebrauch. Eine angeborene Bauernschlauheit ließ mich erkennen, daß mit Mäxlein besser zu spielen war, wenn man es bei guter Laune erhielt. Indessen, auch wohlmeinend gehandhabt, lastete die schwesterliche Autorität schwer auf dem kleinen Mann. Meist beugte er sich ihr willig, manchmal versuchte er listige Täuschungsmanöver, die von mir regelmäßig durchschaut und vereitelt wurden, und einmal rächte er die Unterdrückung in ganz unerwarteter Weise, die mir lange in Erinnerung blieb.

Als vorsorglich veranlagtes Wesen hatte ich meinen Bruder zum zukünftigen Ehepartner bestimmt, um der Suche nach einem Mann ein für allemal enthoben zu sein. Die Zustimmung des Erwählten wurde stillschweigend vorausgesetzt. Er machte auch keinerlei Opposition, als ich ihm meinen Heiratsentschluß zur Kenntnis brachte. Beglückt freilich sah er nicht aus.

Dann eines Tages gerieten wir wegen einer läppischen Kuchenform in Streit, die jedes von uns beanspruchte. Auf das Recht des Stärkeren pochend, entriß ich das umstrittene Objekt der verkrampften Faust des Brüderleins. Das blickte mich tückisch an und sprach die unvergeßlichen Worte: «So, jetzt heirate ich dich nicht.»

Ich stand blinzelnd in der Sonne und überlegte mir die Situation. Die erste Reaktion war Wut, die zweite Schrecken. Zum Glück besann ich mich noch rechtzeitig auf meine Ueberlegenheit: «Du mußt, es ist abgemacht», überredete ich ihn. Er blickte mich gehässig an: «Nein, ich muß nicht, frag nur die Mutter.»

«Ich werde sie fragen», verhieß ich düster und bewahrte mühsam Haltung; denn war es nicht unvorstellbar schrecklich, von dem Geschöpf nicht geheiratet zu werden, das man so zielbewußt und gütig leitete? Meine Geduld würde auf eine harte Probe gestellt; der sonst so willige Max gebärdete sich ausgesprochen verstockt.

Nach einigen werbenden Versuchen um seine Gunst, denen ich einen bunten Bauklotz und sogar das weiße Plüschmäuschen opferte, hängte ich mich an Mutters Schürze. Die Vielbeschäftigte deutete meine offensichtliche Niedergeschlagenheit als Krankheitszeichen und legte mir eine prüfende Hand auf die Stirn. Aber nein, ich war nicht krank, nur bekümmert. Schluchzend eröffnete ich ihr, daß mich Max nicht heiraten wolle. Mutter schien sich das weniger zu Herzen zu nehmen, als ich erwartet hatte, sie sagte nur: «Er wird schon wissen warum, hast du ihn geärgert?»

«Nein, er hat sich selbst erwildet», umschrieb ich ihr die Seelenverfassung des renitenten Bräutigams.

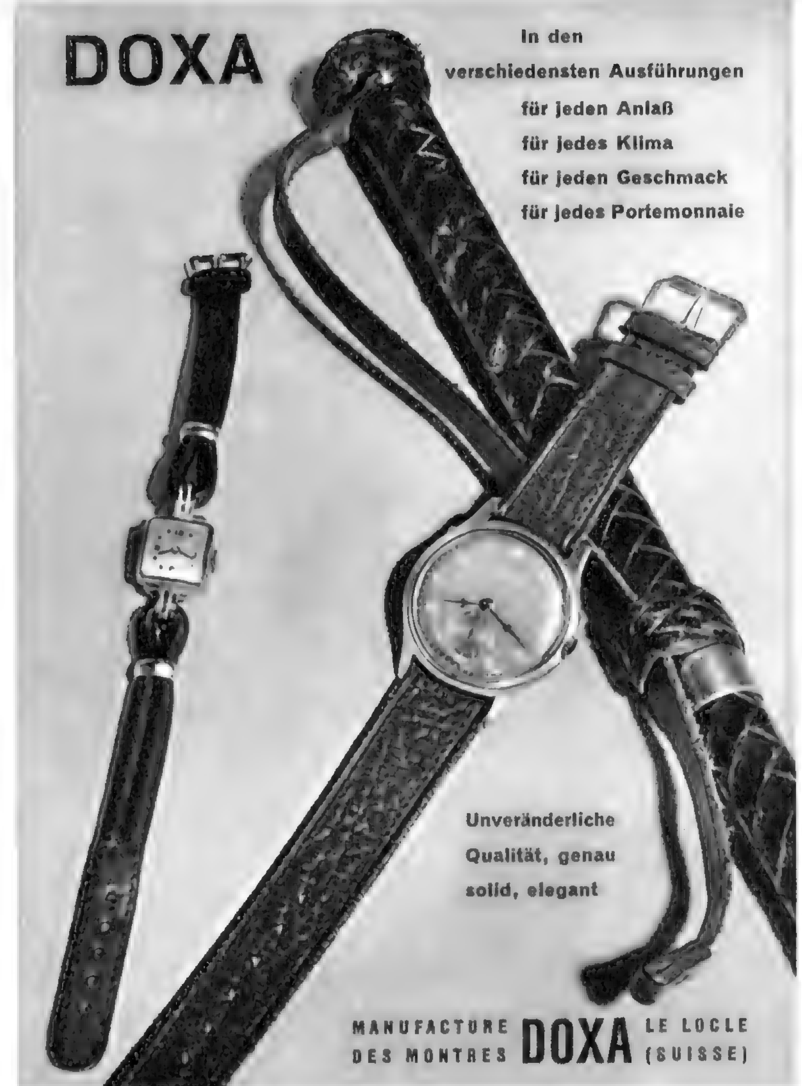
«So, so», meinte sie bloß. Diese Teilnahmslosigkeit erboste mich. «Sag ihm, daß er mich heiraten muß», heischte ich; aber Mutter schüttelte den Kopf: «Zum Heiraten kann man niemanden zwingen, Kind.»

Der Bescheid war niederschmetternd. Er fuhr mir so in die Beine, daß ich mich neben die Katze auf den Boden kauern mußte. Gedankenlos zog ich das Tier am Schwanz, was mir einen warnenden Puff von Mutters Hand eintrug. Oh, elendes Dasein. Also zwingen konnte man Max wirklich, wirklich nicht? Plötzlich fuhr mir ein hoffnungsvoller Gedanke durchs Hirn. Ich vergaß, daß ich wegen des Puffes auf Mutter böse war, und faßte sie mit beiden Händen am Rock. «Du, Mutter, vielleicht hat er vergessen, daß er mich nicht heiraten will, bis wir groß sind.»

«Vielleicht», meinte sie diplomatisch, «vielleicht, wenn du recht lieb zu ihm bist.»

Das Liebsein paßte mir zwar nicht; aber ich bemühte mich ehrlich und redlich. Das Mäxchen aber hat doch eine andere geheiratet.

Alice Wegmann



Die Kuh

Nach einer russischen Anekdote von Carl Seelig

«... Fangen Sie bloß nicht wieder mit Ihrem Geschwätz über die rätselhaften Gesetze des Schicksals an... Lassen Sie dieses transzendente Zeug, denn ich sage Ihnen: hätte Bejla, die arme, einsame Witwe unseres Städtchens K.; sich nicht in den Kopf gesetzt, eine Kuh zu kaufen — die Kuh des Bauern Fedossej aus dem Nachbardorf N., dann wäre dieses Unglück nie geschehen...»

Den Entschluß, eine Kuh zu kaufen, faßte Bejla im Frühling des Jahres 1921. Das heißt, den Gedanken an eine Kuh mit warmer, frischer Vollmilch... diesen überaus wohltuenden Gedanken trug Bejla schon lange mit sich herum. Wohl viele, viele Jahre lang. In ihrem Herzen wuchs er, wie Sehnsucht, Hoffnung und Schmerz in unsrer Seele wachsen.

Wer sollte es ihr auch verdenken? Stellen Sie sich vor: vier Göhren, stramm wie Orgelpfeifen, balgen sich von morgens bis abends in der Stube herum, schreiend, prügelnd, springend, kletternd und das Haus mit solchem Lärm und Leben füllend, daß die Balken krachen. Aber jede halbe Stunde klammern sie sich, pünktlich wie die Uhr, an den Rockschoß ihrer Mutter und verlangen zu essen. Aber was soll ihnen Bejla zu essen geben?... Wäre sie eine Elster oder ein Spatz — nun, dann ginge sie eben auf die Straße, um für ihre Nestlinge im Pferdemist nach Nahrung zu picken... aber da sie nur eine Menschenmutter ist, stopfte sie ihren Sprößlingen in solchen Fällen ein paar Krumen trockenen Brotes in den Mund, eilte in die Küche, riegelte zu und weinte stundenlang in ihre Schürze, tief gequält von Kummer, Wehmut und bittrer Einsamkeit.

Denn ihr Mutterherz sagte ihr, daß es so nicht weitergehen könne: daß sie Milch für ihre Kinder brauche, Milch von einer Kuh, und seien es nur ein paar Tropfen. Was Wunder, wenn sie sich bei ihrem Zusammentreffen mit dem Bauern Fedossej jedesmal über seine Kuh unterhielt und alle Einzelheiten des zukünftigen Kaufes genau und zum hundertsten Mal besprach, trotzdem es beiden klar war, daß dieser Kauf vorläufig eine Illusion bleiben müsse. Denn Sie wissen doch, daß, wenn die Witwe diese Kuh bekommen will, sie etwas dafür zahlen muß... Das ist ein allgemein bekanntes Gesetz des Wirtschaftslebens, das in jedem Lehrbuch der hohen Wissenschaft beschrieben und bewiesen steht. Ein grobes und plumpes Gesetz — gewiß — aber doch ein Gesetz, so unveränderlich wie der Tod. Damals aber, als diese Geschichte begann, war alles ganz anders:

Denn seit die kommunistische Partei die Macht über Rußland erlangt hatte, erklärte sie allen Wirtschaftsgesetzen erbitterten Krieg. Die Sowjets in den Städten und auf dem Lande waren in ihrem heroischen und phantastischen Kampf gegen das Eigentum unbeugsam und konsequent wie ein Mann, und ein Handel, wie ihn Bejla und Fedossej mit der Kuh trieben, galt klipp und klar als Spekulation, die ver-



boten war. Ja, verboten, obwohl sich alle Welt auf den Kopf zu stellen drohte und alles Eßbare, alle Gegenstände, alle Waren von der Erdoberfläche wie vom Wind weggefegt, verschwanden. Verboten, obwohl es mitunter selbst manchem Kommunisten schien, als kämpfe man gegen Windmühlen. Verboten — denn dieser Krieg gegen das Eigentum war ein fanatischer Krieg, ein Krieg, der so lange dauerte, bis über die Dächer und Dörfer des uferlosen Rußlands die Nachricht flog, daß der freie Handel wieder erlaubt sei...

Nun gut, das alte Gesetz hatte also gesiegt, und Bejla konnte handeln. Das war an jenem Morgen, an dem die unglückliche Begebenheit ihren Anfang nahm.

Das erste, woran Bejla bei dieser Nachricht dachte, war Fedossejs Kuh. Endlich konnte der lang gehegte Wunsch in Erfüllung gehen. Noch am selben Tag beschloß sie, ins Dorf zu Fedossej zu eilen und die Kuh abzuholen. Bei diesem Entschluß spielte außer der erlösenden Nachricht noch ein anderer wichtiger Umstand mit: in den muffigen Geheimnissen einer alten Truhe, zwischen den verlausten Kleiderlumpen ihres armseligen Trödels, ganz unten, auf dem wurmstichigen, mit alten Tapetenfetzen beklebten Grunde, hielt Bejla nämlich seit vielen Jahren zwei kleine, blitzende Goldmünzen zu zehn Rubeln verborgen. Diese Münzen gaben Bejla während der ganzen Zeit ihrer Armut und Einsamkeit die Kraft, nicht die letzte Hoffnung zu verlieren, und zu ihnen griff sie, als sie einsah, daß die Zeit der unentschlossenen Ueberlegungen vorbei sei und sie handeln müsse.

Daher kochte Bejla für die Kinder eine Wassersuppe zu Mittag und bat eine Nachbarin, nach ihnen zu sehen, bis sie wiederkehre. Dann ging sie in die dunkle Stubenecke, leerte die muffigen Eingeweide der Truhe aus, kramte die heiligen Münzen hervor, wickelte sie in ein sauberes Kopftuch, band es zu einem Knäuel, befestigte diesen sicherheitshalber noch einmal und verbarg das Ganze unter ihrer Bluse auf der nackten Brust.

Dann begab sie sich auf den Weg.

Die Straße nach dem Dorf lief zuerst unter Birken entlang. Dann schwenkte sie über Hügel in offene Felder ein und schimmerte vor Bejlas Augen wie ein hellgelbes Band, das man zum Bleichen an die Sonne gelegt hat. Gebeugt, mit hängendem Kopf, schritt die Bäuerin dahin. Ihre Gedanken taumelten vor ihr her wie eine Herde verscheuchter Schafe. Die neun Kilometer, die sie vom Dorfe trennten, waren ihr wohlvertraut. Sie war diesen Weg schon dutzende Male in ihrem Leben gegangen und wußte, daß sie noch am selben Tag nach Hause zurückkehren konnte.

Diesmal aber hatte sie sich doch verrechnet. Ob sie nun ihre Kräfte überschätzte oder die Jahre nicht mehr die gleichen waren wie sonst — jedenfalls fühlte Bejla schon nach den ersten paar Kilometern eine steigende Müdigkeit in ihren Gliedern. Je weiter sie ging, desto schleppender wurden ihre Schritte. Der Weg schien endlos lang, und als sie endlich aufatmend vor Fedossejs Gehöft stand, hing bereits der Abendmond über dem Dorf wie ein Ohrring, und aus allen Winkeln der vermoosten Firste krochen Schatten hervor und streuten Finsternis über das weite Land.

Schüchtern klopfte Bejla an die Tür.

Fedossejs Frau empfing sie mit offenem, gastfreundlichem Herzen, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und gackerte wie eine Henne um den Gast herum: «Ah» und «Oh» und «Wie» und «Was»... denn sie waren alte Freundinnen, die sich solche Vertraulichkeiten wohl erlauben durften. Während sie den Samowar aufstellte, die Lampe anzündete und den Tisch deckte, trat auch Fedossej ins Haus und rief:

«Nun — Bejla — du hier? Noch so spät — ?»

«Deine Kuh will ich holen, Fedossej —!»

«Soso. Wie willst du aber mit der Kuh allein nach Hause kommen?», fragte er Bejla teilnahmsvoll. «Deine Beine werden dich nicht zurückbringen. Uebernachte hier! Morgen früh fahre ich aufs Feld und nehme dich mit. Jetzt aber wollen wir zu Abend essen.»

Bejla widersprach nicht. Denn in ihren Knien nagten Schmerzen, und der ganze Körper war so schlapp vor Müdigkeit, Wärme und einschläfernder Ruhe, daß ihr der Gedanke an den Heimmarsch fast unerträglich war. Also blieb sie.

Beim Essen frug sie Fedossej noch: «Wie steht es mit unsrer Abmachung, Bejla? Von meinem Preis kann ich nicht heruntergehen. Zwei Goldmünzen, wie ich dir sagte — und du kannst die Kuh haben.»

«Zwei Goldmünzen. Schon gut. Und die Kuh ist mein —. Die Münzen habe ich mit. Du wirst sie morgen bekommen.»

Fedossej nickte beruhigt und sprach fortan kein Wort mehr. Träge kroch er auf seine Pritsche und hörte noch eine ganze Weile schweigend

dem Gespräch der beiden Frauen zu, das bald schneller, bald langsamer, bald ganz wie Wasser aus zwei lecken Eimern versickernd dahinrann. Sein wirrer roter Bart schürte die breite Brust und schimmerte im Schein des Lichts mit vielen dünnen Kupferdrähten. Als sich die zwei Freundinnen endlich ebenfalls zur Ruhe begaben, lag er schon längst in festem, sattem Schlaf und hörte nicht mehr, wie hinter dem Verschlag das Bett für Bejla gerüstet wurde und sein Weib sich auf die Ofenbank in der Stube legte.

Eine Stunde verging; vielleicht auch zwei oder mehr. Solch eine Dorfnacht ist dicht und still wie ein Grab, und die Zeit selber scheint eingeschlafen zu sein. Nur ein Stöhnen durchbricht dann und wann die geheimnisvolle Stille. Jenes sinnlose, wunderliche Stöhnen, das sich bei jeder Arbeit, beim Essen, beim Trinken, beim Pflügen auf dem Feld und beim Dreschen in der Tenne den Bauern entringt und so dämonisch wie die Tiefe der Tierseele selbst ist, und das ich deshalb erwähne, weil es auch Fedossejs Haus erfüllte...

Denn als der erste Schlaf so dicht wurde, daß es schien, als werde er die Schlafenden unter sich erdrücken, so wie ein Tier sein Junges erstickt, erhob sich von der Pritsche ein mächtiger Mannesschatten, ging barfuß durch die Stube, schlich sich hinter den Verschlag und blieb eine Weile vor dem Bett stehen. Dann lauschte er dem stillen Atem der schlafenden Frau, wühlte zwischen den Kleidern, die auf dem Hocker lagen, und steckte sich etwas in die Tasche...

Ungeheuer stand der breite Schatten noch lange über der schlafenden Frau, als höre er der Finsternis selbst zu, und dann entrang sich ihm dasselbe Stöhnen, das schon durch die Stille gekollert war, schlug an die Wand und erstarrte im obersten Winkel des Verschlags wie ein Erhängter.

Ein kurzer knirschender Hieb folgte... und dann kehrte der haarige Schatten gelassen zur Pritsche zurück, setzte sich, kratzte eine Weile seinen Bauch, warf eine Axt unter das Kopfkissen und legte sich geräuschlos auf die Schafsfelle. Und von neuem knisterte in den Stubenecken die gewaltige Finsternis —

Im ersten Morgendämmern wachte Bejla auf.

Hastig warf sie sich einen Pelz um die Schultern, kleidete sich notdürftig an und eilte auf den Flur. Durch das Tor sah sie Fedossej schreiten. Er stand in der Mitte des Hofs mit einem Spaten in der Hand bei einer frisch ausgegrabenen, nicht sehr tiefen Grube.

Sobald er Bejla sah, erstarrte er wie eine Salzsäule.

Ihm war, als überfalle ihn eine unsichtbare Kraft, klammere sich um seine Hände, Füße und die Brust und bleibe wie eine zentnerschwere Last an ihm hängen. Mit hervorquellenden, leeren Augen stand er da und wagte nicht, einen Finger zu rühren. Harmlos trat Bejla auf ihn zu und frug:

«Was tust du da, Fedossej?»

Ihre Stimme löste seine Erstarrung, aber statt zu antworten, stürzte er an Bejla vorbei ins Haus. Dann kam er wieder zurück. Ohne seinen gläsernen Blick von der Frau abzuwenden, frug er:

«Wo schliefst du heute nacht, Bejla?»

«Auf der Ofenbank, Fedossej. Wieso frägst du? Auf der Ofenbank. Deiner Frau ist es zu heiß geworden. Deshalb weckte sie mich auf und bat mich, sie aufs Bett zu lassen. — ‹Ich ersticke vor Hitze, Bejluschka›, sagte sie, ‹lege du dich eine Weile auf die Ofenbank.› Und so tauschten wir eben —.»

Dann schwieg sie eine Weile und frug:

«Und wie steht es mit der Kuh? Soll ich mich bereitmachen —?»

Wie versteinert stand Fedossej da; der Spaten fiel aus seiner Hand, und er röchelte:

«Geh fort aus diesem Hof, Bejla... geh fort von der Sünde, sage ich dir... Die Kuh gebe ich dir nicht... Erschlagen... erschlagen... erschlagen... habe ich...»

Er sprach den Satz nicht zu Ende. Wie ein Klotz fiel er mit dem Gesicht zur Erde und verbiß und verkrallte sich in den feuchten Sand wie ein erschlagenes Stück Vieh.





Ein Student, seine Braut und das Diplom

I. IDYLL IN DER DACHBUDE

Jürg war ein junger Ingenieurstudent, der mit Stipendien und den Zuschüssen seiner alten Patin studierte und es verstand, mit seinen Mitteln auszukommen. Zu seinen Qualitäten gehörte ein enormer Fleiß, eine ordentliche Begabung und ein gutes Gedächtnis. Damit hoffte er, dereinst ein berühmter Brückenbauer zu werden. Außerdem galt er als guter Skifahrer und Ruderer; im Smoking dagegen wirkte er lächerlich und unbeholfen.

Trotz seiner Armut und seinem Mangel an Manieren hatte er stets viele Kameraden; denn einer, dessen Kolleghefte immer nachgeführt sind und dessen Kopf von wichtigen Formeln strotzt, ist ein beliebter Freund für in- und ausländische Schlendriane.

Noch etwas anderes an Jürg war ungemein anziehend. Er und Günther, der Deutsche, kochten sich ihr gemeinsames Mittagessen auf Jürgs Bude. Und jeder ihrer Freunde, dem die Finanzen auszugehen drohten, erinnerte sich von Zeit zu Zeit dieser Tatsache.

Es war gegen Ende des Monats, als Evert, der Holländer, mit einem Kilo Aepfel unterm Arm zu Jürgs Dachbude emporstapfte. Schon auf der Treppe war Jürgs rauhe Stimme zu hören. Er schien Gäste zu haben und gar nicht gleicher Meinung mit ihnen zu sein. «Wahrscheinlich Politik», seufzte der dicke Evert und öffnete die Tür. Er mußte einen Augenblick stehenbleiben, um seine Augen an den Rauchnebel zu gewöhnen, der überm Zimmer hing. Dann bahnte er sich einen Weg, indem er Grammophonplatten, Bücher, Schuhe und eine Trainingsjacke vom Boden aufhob, und den Dänen Ted begrüßte, der türkenartig auf einer Zeltmatratze saß und sich vor Lachen die Seiten hielt. Günther, der Deutsche, stand am Zeichnungstisch, schälte Kartoffeln und lächelte verschmitzt. Jürg, der sich eine Küchenschürze vorgebunden hatte, schnitt mit wütendem Gesicht Salami. «Was zankt ihr euch?» fragte Evert, während er Kaffeewasser aufstellte. «Frag lieber nicht», lachte Ted: «Jürg ist ein Querkopf, und wenn wir ihn noch mehr reizen, dann fällt unsere Salamiration noch schmäler aus.»

Als jeder eine Gabel gefunden und Jürg die zwei Messer zweckmäßig verteilt hatte, fing man gemächlich zu essen an. «Also», rapportierte Günther, während er die Salamihaut zart von den ihm zugeteilten Scheiben löste, «stell dir vor: Jürg will sich verloben!» Der dicke Evert lehnte entgeistert zurück, und Ted fing von neuem zu lachen an. Günther gab ihm einen Puff: «Jetzt hör mal endlich mit deinem albernen Gelächter auf. Ich finde es tragisch, wirklich! Man soll seine kleinen Verrücktheiten pflegen, zugegeben, aber sie sollen keine großen Folgen haben. Ted, zum Beispiel, komponiert wilde Jazzmusik und tritt mit dem Saxophon auf, Evert zeichnet Negerbilder für Innendekorationen und sitzt viel zuviel im Kino, ich selbst reite meinen Wagen zusammen und werde nächstens an einem Rennen teilnehmen. Diese Verrücktheiten schädigen unser Studium und unser Portemonnaie, aber man kann sich doch gelegentlich wieder davon befreien. Aber — meine Herrschaften — von einer Frau kann man sich nicht mehr befreien, wenn man erst einmal verlobt mit ihr ist. Ich kenne die Frauen — Mahlzeit!»

Evert, der sich inzwischen gefaßt hatte, schaute melancholisch nach der Decke: «Als ich noch ganz jung war, wollte ich mich auch einmal verloben. Da sagte mein Vater: Entweder du läßt die dummen Streiche, dann schön — oder ich jage dich ohne einen Cent aus dem Hause, dann noch schöner! — Ich bin zwar kein Freund von strenger Erziehung, aber jener kategorische Spruch war das Netteste, was mein alter Herr mir angetan hat.» — «Ich protestiere gegen das Erzählen von lehrreichen Anekdoten», schimpfte Ted, «dagegen schlage ich vor, daß Kirsch zum Kaffee serviert wird, denn eine solche Neuigkeit war zuviel für unsere zarten Gemüter: außerdem könnte mir Evert endlich einmal Feuer zu meiner Zigarette geben!» Jürg reicht die Kirschflasche herum und brummt: «Ihr versteht das halt nicht. Ich bin allein und brauche jemanden, der zu mir gehört. Eure Art Verhältnisse mit Mädchen passen nicht zu mir. Ich brauche Sicherheit und werde mich trotz eurem Gerede verloben, und zwar bald!» — «Ist sie denn wenigstens hübsch?» fragte Ted. — «Ach, schweig doch», sagt Günther, «wir werden sie noch früh genug zu sehen bekommen. Ich schlage vor, daß wir Jürg zur Strafe für seine sündigen Vorsätze allein abwaschen lassen; mag sein, daß er dadurch auf vernünftigere Gedanken kommt.» Er verließ grußlos und demonstrativ das Zimmer, gefolgt von den Herren Ted und Evert.

2. *DIE KLEINE FRAU*

Auf Deutsch heißt sie kleine Frau, Baby in Amerika und Mädi in der Schweiz. Wer die genaue Definition dieses sehr verbreiteten Typus kennen will, der lese Mechtilde Lichnowskys Dackelroman «An der Leine». Ich selbst kann darüber nur sagen: Die kleine Frau hat schöne schlanke Beine und ist stets nach der neuesten Mode frisiert und angezogen. Die kleine Frau ist nicht übermäßig intelligent, aber sie spekuliert frühzeitig und geschickt auf einen Mann. In ihrer frühen Jugend schwärmt sie für Hans Albers oder sonst einen Filmstar, später für Sportshelden und noch später, eben dann, wenn sie ins heiratsfähige Alter gekommen ist, dann schwärmt sie für einen Herrn Doktor oder höheren Staatsangestellten.

Die kleine Frau hat auch eine Verwandtschaft. Diese billigt ihre Pläne und hilft bei ihren Spekulationen mit, natürlich nur, um später auch einmal einen Vorteil von den neuen Beziehungen zur Wissenschaft oder dem Staate zu haben. Die kleine Frau ist also gar keine ungefährliche Sache trotz all ihrer Niedlichkeit und Kleinheit.

Eine Frau mit Herz und Verstand hätte den jungen Jürg aus verschiedenen schwerwiegenden Gründen ablehnen müssen; eine kleine Frau aber konnte in ihm die erträumte Partie, den Herrn Doktor in spe sehen.

Das Mädi, das mit winzigen Füßen und hohen Absätzen in Jürgs Leben trat, hieß Susanne und nannte sich seit ihrem siebzehnten Jahre Sonja. Sie hatte schöne blaue Augen und einen blonden Wuschelkopf und benahm sich wie eine, die einen Verkommenden im letzten Moment noch retten kann.

Tatsächlich änderte sich vieles in Jürgs Leben. Obgleich es Winter war, blieben seine Skier auf dem Estrich, denn Sonja machte sich nichts aus diesem mühsamen Sport. Dagegen konnte man Jürgs steife Gestalt in dem verhaßten Smoking an allen Studentenbällen der Saison neben Sonjas leichtem Figürchen auftreten sehen. Sonntags saß das Brautpaar in einem Café mit Zigeunermusik (Sonja schwärmte nur für Zigeunermusik). Dann bestellte die kleine Frau Eis, Torte, Kaffee, Sahne, während Jürg daneben saß wie einer, der überm schwersten Rechenproblem brütet. Das Resultat der Rechnung war dann, daß er bei einem Glas Bier sitzen blieb, um das Budget auszugleichen. Sonjas freie Nachmittage wurden zu Einkäufen verwendet. Sie versteifte sich auf Pumps mit Maschen, er war für Halbschuhe mit Laschen. Das gab Anlaß zu langen Szenen, in denen das schrille Stimmchen der reizenden Sonja — es muß gesagt werden — einen ziemlich keifenden Ton annehmen konnte. Abends pflegte sie zu ihm zu kommen, um nach dem Rechten in seiner Bude zu sehen. Sie räumte auf, stopfte seine Pullover und schenkte ihm ein Teesieb. Und weil sie nun schon den Ring am Finger trug, brauchte sie auch nicht mehr das unantastbar prüde Mädi zu spielen. So kam es, daß Jürg im Gespräch mit seinen Mittagsgästen manches gewichtige Wort über Themen fallen lassen konnte, die ihm früher nicht geläufig waren, was den Herren Ted, Evert und Günther gewaltig imponierte. Außerdem hing Sonjas Bild in breitem Rahmen überm Eß- und Zeichentisch, was Günther Anlaß gab, ihre körperlichen Vorteile sachgemäß und genießerisch auseinanderzulegen.

Ueber Ostern reiste Jürg mit Sonja zu deren Eltern, die auswärts wohnten und ihn mit wahrer Herzlichkeit aufnahmen. Es wurde ihm sogleich das Mitspracherecht in Familienangelegenheiten eingeräumt, und mit wahrem und wichtigem Eifer half er der Schwiegermutter beim Umpflanzen ihrer Geranienstöcke, begleitete den Schwiegervater ins Stammlokal und begutachtete sogar die Berufswahl des jüngsten Sohnes Eduard. Jürg fühlte sich als Mann von Verantwortung und war restlos glücklich dabei.

Er sollte in vollem Maße auskosten, was Verantwortung heißt. In derselben Stadt wie er und Sonja lebten nämlich drei ihrer Schwestern, die fast ebenso jung, hübsch und heiratsfähig waren wie Sonja selbst. Als galanter Schwager hatte er die Damen, die Nina, Mariette und Ursy hießen, in seine Studentenkreise einzuführen. Es muß betont werden, daß sie Anklang fanden. Jürg bekam zu tun. Bald mußte er Günther, dem Deutschen, ausrichten, daß es nichts als seine Pflicht sei, Mariette zum Deutschen Ball einzuladen, bald Ted ausfragen, weshalb er mit seiner Landsmännin Gerda zum Segeln gegangen sei und nicht mit Nina. Und Ursy, ach Ursy war ein Sorgenkind! Man mußte es bemuttern. Da Sonja zu wenig Zeit für sie hatte, fiel auch diese Last auf Jürg. Er mußte Ursy erklären, daß man keine Rendezvous mit einem Herrn abmacht, dessen Namen man noch nicht kennt, daß man sich von einem Mann nicht küssen läßt, ohne daß man zum mindesten dreimal mit ihm ausgegangen ist, und so weiter und so weiter. Er mußte für Nina ein Zimmer suchen, für Ursy ein Kleid von der Schneiderin abholen, dem Schwiegervater schreiben, er solle Mariette Geld schicken; denn die Damen überließen ihm auch den schriftlichen Verkehr mit ihren Eltern freimütigst. Jürg war Rechtsanwalt, Pastor und Jugendberater in einer Person, und sein Zimmer war ständiger Treffpunkt zu den verschiedensten Veranstaltungen.

3. EXAMEN IN SICHT

Jürg war nebenbei ganz sachte in die letzten Semester gerückt. Sonja war darüber besonders glücklich. Denn nach dem Diplom würden sie heiraten und in ein Land reisen, in dem man glänzend Karriere machen kann, irgendwo zwischen Tropen und Eismeer. Wagte dann irgend jemand sie mit ein paar bescheidenen Worten auf die drückenden Verhältnisse des Arbeitsmarktes aufmerksam zu machen, dann rümpfte sie pikiert die kleine Nase und sagte spitz: «Vielleicht ist das so, aber wir werden es dennoch machen.»

Noch lieber erzählte sie davon, wie viele Opfer sie auf sich nehmen müsse, um solch einen armen Studenten zu heiraten. Neuerdings setzte sie noch mit rührendem Augenaufschlag hinzu: «Und jetzt, wo wir doch bald ins Examen steigen müssen, habe ich natürlich gar nichts mehr von ihm!» (Was sie natürlich nicht hinderte, den Bräutigam in all ihrer Freizeit mit Beschlag zu belegen.) Die Leute aber waren begeistert: «Es gibt also noch Opfersinn und Romantik bei unserer Jugend. Wir sind nicht verloren, solange es noch solch tapfere kleine Mädchen gibt!»

Derweil saß Jürg im Kolleg und hörte den Professor Dinge als bekannt voraussetzen, von denen er kaum wußte, daß sie je behandelt worden waren. Er griff sich an den Kopf und erkannte, daß an dem scheinbar so fest gefügten Stahlbau seines Wissens ein paar sehr wesentliche Träger fehlten. Und er nahm sich vor, wieder einmal zu büffeln wie in alten Zeiten; aber dann fragte er sich in gelinder Verzweiflung: «Wann werde ich das nur tun können, wann, um Gottes willen?»

Er sah das Examen wie eine schwierige Felswand vor sich stehen, und er, der routinierte Bergsteiger, bekam es schlechthin mit der Angst. Er dachte daran, seiner Braut und ihrer Verwandtschaft für die nächste Zeit einfach die Bude zu verbieten. Aber zugleich sah er Sonjas Schmollmäulchen vor sich und hörte ihr schrilles Stimmchen aufbegehren, und schon schien ihm diese einfache Lösung schlimmer als der Tod.

Da kam eines Tages Sonjas Mutter in die Stadt und nahm ihre Tochter zu einer wahren Hetzjagd mit, bei der unzählige Meter Leinwand eingekauft wurden. Danach eröffnete die umsichtige Frau ihrem zukünftigen Schwiegersohn, daß es jetzt für Sonja an der Zeit sei, die Aussteuer bereitzumachen und sich in die Geheimnisse des Haushaltens einweihen zu lassen. Zu diesem Zweck gedenke sie, Sonja mit heimzunehmen. Das Paar fügte sich der Wichtigkeit dieser Argumente und nahm einen tränenreichen Abschied. Begütigend klopfte die Mutter Jürg auf die Achsel: «Je mehr du arbeitest, desto schneller hast du Sonja wieder!» — «Und vergiß ja nicht, dich Ursys ein bißchen anzunehmen. Das Kind hat zuviel Temperament — leider, leider —, das hat sie vom Vater.»

4. URSY, DAS SORGENKIND

Mit Feuereifer machte sich Jürg an die Arbeit. Ihm schien, das Versäumte könne nachgeholt werden. Es war aber auch die hohe Zeit. Das Glück hatte in liebgewonnen, denn Nina und Mariette gingen plötzlich selbständig ihrer Wege und wünschten Jürgs Einmischung in keiner Weise mehr. Seine Dachbude wurde wieder ruhig. Außer seinen täglichen Pensionären erschien nur noch Ursy zum Nachtessen. Für dieses hübsche Sorgenkind war er immerhin noch verantwortlich. Aber auch Ursy hatte sich entschieden geändert. Still und bescheiden kam sie abends her und flirtete nicht einmal mehr mit den Herren Ted, Evert und Günther. Um acht pflegte sie regelmäßig heimzugehen. Sie sei müde, entschuldigte sie sich und ließ die schwarzen Locken übers Gesicht hängen, ihr Büro habe Hochbetrieb. «Ich habe sie günstig beeinflußt», dachte Jürg und war mit sich selbst, seiner kleinen Schwägerin und dem Leben im allgemeinen herzlich zufrieden. Er war es, bis eines Abends Günther beim Brotschneiden so nebenbei bemerkte: «Ursy kommt mir unheimlich verändert vor. Die scheint Sorgen zu haben. An deiner Stelle würde ich sie mal ausfragen.» — Als Jürg sie bei Gelegenheit einem kleinen Verhör unterzog, fing die hübsche Ursy zu weinen an. Sie hatte wirklich Sorgen, es war nicht zu bestreiten, denn sie erwartete ein Baby. Sie hatte sich nicht getraut, etwas darüber zu sagen, und nun war es reichlich spät. — Und Jürg, derselbe Jürg, der das Recht auf freie Liebe so großartig gepredigt hatte, war außer sich vor Entsetzen. Er stellte die Frage, die in einem solchen Fall immer gestellt wird: «Und wer ist . . .?»

Ursy sagte es. Es war ein ehemaliger Kollege Jürgs, der eigentlich selten bei ihm verkehrt hatte, ein schüchterner, stiller junger Mann, der Wladimir Ehrsam hieß und bereits doktoriert hatte.

Jürg rannte zu Günther: «Was tut man in einem solchen Fall? Stell dir doch vor — in Sonjas, nein, in meiner Familie ein solcher Fall. Das kann ich doch nicht dulden.» Der lange Günther lächelte gewinnend: «Und was ist schon dabei — ich finde das weiter nicht schlimm. Wenn du aber darauf bestehst, daß etwas geschehen soll, dann geh zu dem Menschen und rede mit ihm. Ich komme sogar mit, denn mir scheint, du bist etwas zu aufgeregt.» Sie suchten Dr. Ehrsam auf. Er war wenig erfreut von ihrem Besuch. Die Diskussion, die sich entspann, soll auch nicht sehr friedlich gewesen sein. Sie dauerte endlos lange, aber schließlich waren Jürg und Günther zwei starke Kerle, und Dr. Ehrsam erklärte sich vielleicht eben deshalb nach vielem Widerstand bereit, Ursy unter einigen noch näher zu bestimmenden Bedingungen zu heiraten. In den darauffolgenden Wochen hatte Jürg die beneidenswerte Aufgabe, die Schwiegereltern von dem Vorfall zu verständigen, Ursys Vater und Dr. Ehrsam zusammenzubringen, die Bedingungen, die Dr. Ehrsam stellte, zusammen mit einem Rechtsanwalt einer genauen Prüfung zu unterziehen, Ursy vor den Zornesausbrüchen des temperamentvollen Vaters zu bewahren; kurz, wiederum: Rechtsanwalt, Pastor, Berater pro juventute und pro senectute.

Wenn Jürg sich abends hinter seine Bücher setzte, dann ließ sein übermüdetes Gehirn komplizierte Examensfragen mit blonden Locken und vielen Dr. Ehrsams einen unheimlichen Reigen tanzen, so daß ihm die Zeilen zu schwinden und seine Schläfen zu dröhnen begannen.

An einem wunderschönen Frühlingstag kehrte Sonja in die Stadt zurück. Sie kam gerade recht zu Ursys Hochzeit, von der nur gesagt werden kann, daß sie außerordentlich still verlief.

Sie kam aber auch recht, um ihren Jürg ins Examen zu begleiten. Auf hohen Absätzen stand sie vor dem hohen Gebäude und schaute mit flehenden Augen zu dessen dicken Mauern auf. Jürg stieg viele Treppen empor, setzte sich in einen großen Saal, antwortete auf viele Fragen, ging wieder fort, erstieg am nächsten Tag ein anderes Zimmer, schrieb und zeichnete irgend etwas auf schöne große Blätter, kehrte wieder nach Hause zurück, um die große Hausarbeit anzufertigen und brachte sie nach einigen Wochen in das große Gebäude.

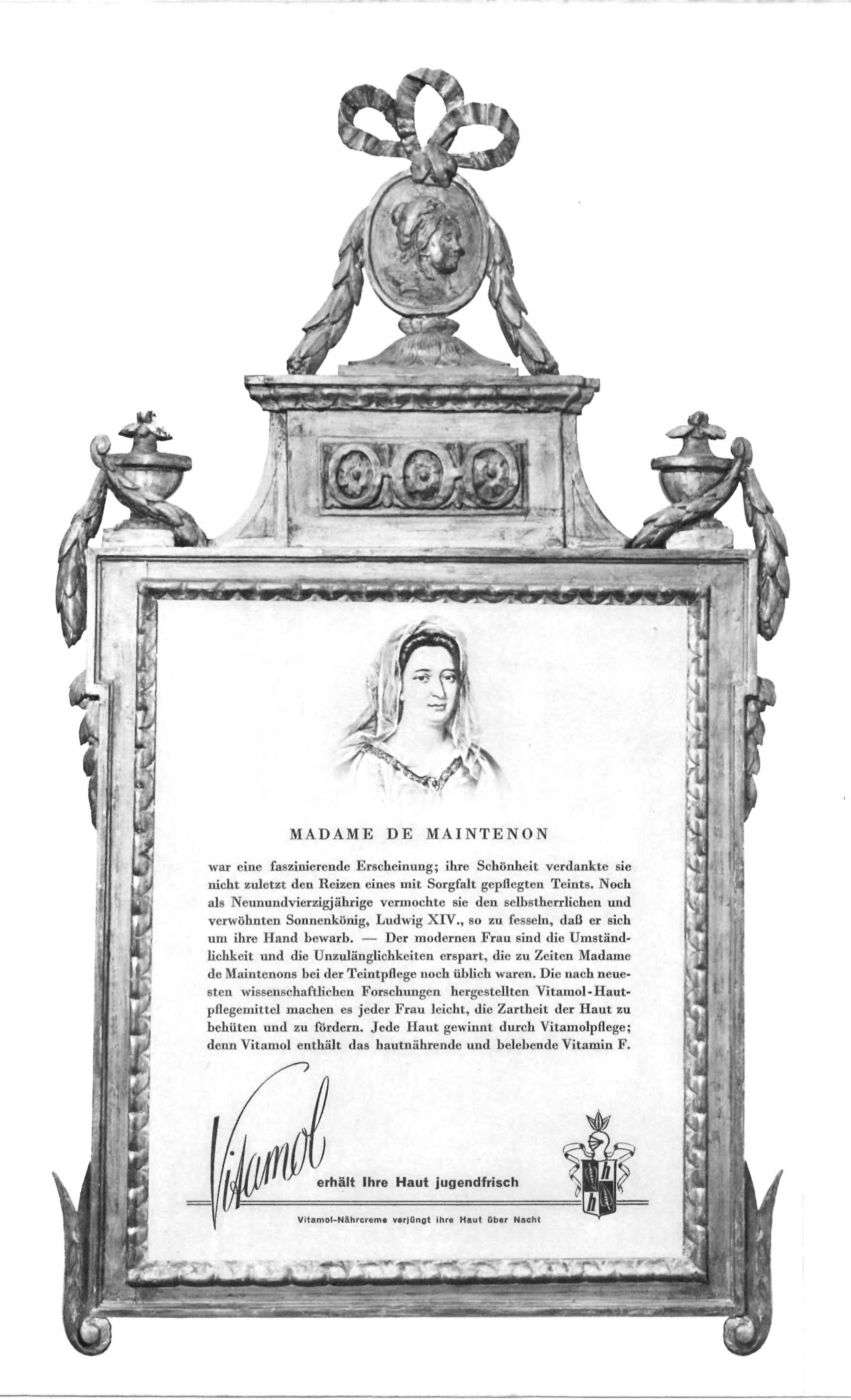
Trotz all dem Aufwand kann nur gesagt werden, daß Jürg durchfiel. Ein Professor, der ihm besonders wohlwollte, sagte zwar: «Ich kann es wirklich nicht verstehen, daß Sie, ein so begabter . . .» usw., ein anderer, dessen Gunst er auch besaß: «Eigentlich hätte so wenig gefehlt!» aber die Tatsache des Durchgefallenseins bestand weiter fort, und es hieß, sich damit abzufinden.

5. DAS FINALE

Ein Examen muß gefeiert werden, wie immer es auch ausgefallen ist. Daher brachte Evert des Abends eine große Flasche Wein, Günther einen stimmungsbringenden Likör und Ted die lustigsten Negersongs aus seiner Plattensammlung fürs Grammophon zu Jürg. Anwesend waren außerdem die Damen Sonja und Ursy, die zwar ohne ihren Mann gekommen war, aber einen schönen breiten Ehering am Finger trug und immerhin Frau Doktor genannt werden konnte. Trotz alledem war es eine Trauerfeier. Schließlich hob Evert sein Glas und rief mit Aufwand seiner gewaltigen Stimme und mit seinem gemütlichen holländischen Akzent: «Herrschaften, hört gut zu! Wir wollen heute auf das Wohl der kleinen Frau trinken! Kopf hoch, Jürg, deine kleine Frau, die kann dir kein Professor wegnehmen. Sie bleibt dir auf immer. Darum, meine Herrschaften, die kleine Frau lebe hoch; denn was wären wir ohne sie!»

«Durchgekommen, natürlich», flüstert der heimtückische Günther und schlürft mit Kennermiene den schönen Wein. Ted fängt überlaut zu lachen an, während die Damen einander bestürzt ansehen und Jürg mit der freien Hand den Wuschelkopf seiner kleinen Braut streichelt.

Aida Schirmann


MADAME DE MAINTENON
war eine faszinierende Erscheinung; ihre Schönheit verdankte sie nicht zuletzt den Reizen eines mit Sorgfalt gepflegten Teints. Noch als Neunundvierzigjährige vermochte sie den selbstherrlichen und verwöhnten Sonnenkönig, Ludwig XIV., so zu fesseln, daß er sich um ihre Hand bewarb. — Der modernen Frau sind die Umständlichkeit und die Unzulänglichkeiten erspart, die zu Zeiten Madame de Maintenons bei der Teintpflege noch üblich waren. Die nach neuesten wissenschaftlichen Forschungen hergestellten Vitamol-Hautpflegemittel machen es jeder Frau leicht, die Zartheit der Haut zu behüten und zu fördern. Jede Haut gewinnt durch Vitamolpflege; denn Vitamol enthält das hautnährende und belebende Vitamin F.
Vitamol
erhält Ihre Haut jugendfrisch
Vitamol-Nährcreme verjüngt Ihre Haut über Nacht

Peinlich genaue Kontrolle sorgt dafür, daß die von der Ciba hergestellten Heilmittel nur in absolut reiner und stets gleichmäßiger Qualität in die Hände von Arzt und Patient gelangen. In zahlreichen Versuchsstationen wird von erfahrenen Spezialisten unablässig an der Vervollkommnung der Kontrollmethoden und Prüfapparate gearbeitet, um für alle Ciba-Heilmittel das Maximum an Zuverlässigkeit und Reinheit garantieren zu können.

